OMNIBUS,
Belletristisches Blatt,
erscheint jeden
Sonntag Morgen.
Enthält außer zwei spannenden
Romanen.
aus der Feder der renommirtesten Schriftsteller eine reiche Auswahl von
unterhaltendem Lesestoff,
eine Uebersicht der
wichtigsten Neuigkeiten
der Woche,
Lokal- und neueste Nachrichten, Wochen-Rundschau ꝛc.

Bedingungen:
Preis per Post:
$3.00 per Jahr.
Von den Trägern:
25 Cts. für 4 Nummern

Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil für jedesmalige Insertion **$1.00**
—0—
Der Omnibus und das wöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $4.00
Der Omnibus und das halbwöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $5.50
Der Omnibus und das tägliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $10.50
—0—
Man adressire gef.
W. Krippenstapel,
Louisville Ky

Jahrgang **2.** Nummer **16.**

OMNIBUS.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 12. April 1868.

Das Tägliche
Louisville Volksblatt,
erscheint mit Ausnahme Montags jeden Morgen und enthält alle bis gegen Morgen einlaufenden Depeschen in deutscher Uebersetzung. Es kostet, frei in's Haus geliefert, in Louisville,
1 Woche 20 Cents.
3 Monate per Post $2,00
6 Monate „ „ 4.00
1 Jahr „ „ 8.00
—0—
Das Halbwöchentliche
Louisville Volksblatt,
erscheint jeden Mittwoch und Samstag Morgen. Es kostet frei in's Haus geliefert, in Louisville, für
Zwei Wochen 15 Cents.
1 Jahr per Post $3.00
6 Monate „ „ 1.50
—0—
Das Wöchentliche
Louisville Volksblatt
verläßt jeden Mittwoch Morgen die Presse und wird sofort zur Post befördert. Es enthält neben den neuesten politischen Nachrichten den ausgewähltesten Lestoff und namentlich einen sorgfältig ausgearbeiteten Marktbericht. Der Preis dieses Blattes ist in unbedingter Vorausbezahlung
6 Monate 75 Cents.
1 Jahr $1.50
Einzelne Nummern —.05
Anzeigen für dasselbe finden billige Aufnahme.
—0—
Nach Deutschland
versenden wir das Wöchentliche Volksblatt (wobei wir die Frankirung besorgen):
1 Jahr $5.00
6 Monate 2.50
3 Monate 1.35
Einzelne Nummern —.10

Aus dem Bienenkorbe.

§ 11.
oder
Gemüthlich und Ungemüthlich.

§ 11 in Deutschland.

Sitzt man in der Zecher Runde,
Bei dem lieben, trauten Faß
Fröhlich noch in später Stunde,
Gilt,—so Jemand fort will—das:
Freundchen halt, bleib' bei uns heiter,
Paragraph Elf sagt: „Kneipe weiter!"

§ 11 in Frankreich.

Nach dem neuen Preßgesetze
Ist's in Frankreich nicht gesund!
—Daß man ja Niemand verletze
Hält man dort gerührt den Mund;—
Denn, will etwas frei man sprechen;—
Paragraph Elf heißt: „Furchtbar blechen!"

Räthselfrage.

Frage: Welches ist das theuerste Roß?

Antwort: Das Welfenroß. Der Beschlag allein, mit dem er belegt ist, kostet 16 Millionen Thaler.

Aus Frankfurt a. M.

Bei Jacobi, hinter der Schlimm-Mauer.*)

An einem Tische saßen zur Zeit der preußischen Invasion einige Offiziere des annectirenden Staates, an einem andern Tische saßen einige Frankfurter Kaufleute, darunter auch ein Sohn Isaaks oder Jakobs. Sagt der eine Offizier: „Auf Ehre!" Sagt am andern Tisch der Sohn Isaaks oder Jakobs: „Bei meinem Ehrenwort!" Gleich dreht sich der Lieutenant, der „auf Ehre" gesagt hat, herum und fragt: „Haben Sie denn auch ein Ehrenwort?"—„Gewiß!" sagt der Israelit, „ich habe zwei; erstens habe ich mein eigenes, und zweitens das von dem preußischen Lieutenant, der mir zu Haus einen Thaler schuldig ist.—„Faule Geschichte!" sagt der Lieutenant.

*) Auch in New York gibt's schlimme „Mauern." Anm. d. Setzers.

Die vier Viertel des Lebens. Ein Philosoph, der einen Strom überschiffen wollte, bestieg ein Boot. Während der Ueberfahrt fragt er den Fährmann: „Ob er Arithmetik verstehe?"

„Arithmetik: Nein, davon habe ich noch gar nichts gehört," war die Antwort.

Der Philosoph entgegnete: „es thut mir leid, denn ein Viertel Eures Lebens ist verloren." Wenige Minuten darauf fragte er wieder: „Versteht Ihr Etwas von der Mathematik?"

Der Fährmann lächelte und entgegnete: „Nein!"

„Ach!" rief der Philosoph, „ein zweites Viertel Eures Lebens ist verloren!"

Eine dritte Frage des Philosophen lautete: „Habt Ihr Kenntnisse in der Astronomie?"

„Ach nein, lieber Herr!"

„Nun, so ist ein drittes Viertel Eures Lebens verloren?"

Gerade in diesem Augenblick stieß das Boot auf eine Felsenspitze, und begann zu sinken. Der Fährmann sprang auf, warf seinen Rock ab, und fragte mit ängstlicher Miene: „Könnt Ihr schwimmen?"

„Nein," war des Philosophen Antwort.

„Nun, so setzt Euch schnell auf meinen Rücken, sonst sind alle vier Viertel Eures Lebens verloren!"

Lebensregeln. Ein indischer Spruch sagt: Kind! wann Du in die Welt kommst, weinst Du, und Alles lacht um Dich her; sorge, daß, wenn Du vom Leben scheidest, Alle weinen und Du allein lächelst.

Nikodemus.

In Schlesien wurde einem ehrlichen Bauer ein Knabe geboren, und da er auf einem Filialdorfe wohnte, so mußte der Neugeborne nach dem benachbarten Geistlichen zur Taufe geschickt werden. Der Vater wurde durch Geschäfte abgehalten, diese Reise selbst zu unternehmen, er übertrug sie also einer alten Muhme, und machte ihr den Auftrag, dem Kinde die Namen Hans Jürgen in der Taufe beilegen zu lassen. Die Alte machte sich auf den Weg und erschien bei dem Geistlichen. Man verfügte sich in die Kirche und als nun die heilige Handlung vollzogen werden sollte, fragte der Geistliche die Bäuerin, wie der Knabe heißen solle? Unglücklicherweise hatte diese ihren Auftrag gänzlich vergessen, und nach vielem vergeblichen Nachsinnen gestand sie beschämt, daß ihr die Vornamen des Täuflings schlechterdings nicht beifallen wollten.

„Nun gut denn," versetzte der Geistliche, „so wollen wir im Kalender nachsehen, welcher Name auf heute darin steht." Er schlug nach, und fand den Namen Nikodemus. „Was meint Sie, Frau, wenn wir ihn Nikodemus nennen?"

„Recht schön, Herr Pastor," gab die Alte zur Antwort, „aber diesen Namen kennt keine Christenseele im ganzen Dorfe."

„O meine liebe Frau, Nikodemus war ein frommer Mann, einer der eifrigsten Anhänger des Stifters unserer Religion. Er war so begierig, Christus Lehre zu vernehmen, daß er immer des Nachts zu ihm ging. Es ist ein schöner Name."

„Wenn Er meint, Herr Pastor, so tauf Er ihn so in Gottes Name."

Dies geschah nun, und die Alte kehrte mit ihrem Kleinen wieder zu den Eltern zurück. Als sie den Knaben der Mutter in den Schooß legte, sagte der Vater, indem er ihm einen herzlichen Kuß gab, „Willkommen, kleiner Hans Jürgen!"

„Nein, so heißt er nicht."

„Wie denn, Muhme?"

„Ja, ich hatte die Namen rein vergessen, und da hat ihn der Herr Pastor Nikodemus getauft."

„Nikodemus? — von dem hab' ich ja mein Lebtag nichts gehört?"

„O, er ist ein kreuzbraver frommer Mann gewesen, meinte der Herr Pastor, er ist immer des Nachts zu Christus gegangen, um seine Lehren zu vernehmen."

„Ei was, der Junge muß umgetauft werden; wenn der Nikodemus ein rechtschaffener Kerl gewesen wäre, so würde er gewiß bei hellem lichten Tage gekommen sein, wie andere ehrliche Leute."

Marie Seebach (-Niemann) gastirt in Frankfurt a. M. mit grandiosem Erfolg. Das Haus ist, so oft sie auftritt, mit geräumtem Orchester ausverkauft. An einem der Lorbeerkränze, die ihr gespendet wurden, befand sich ein auf Atlasband goldgedrucktes Gedicht mit folgender Strophe:

„Was Dir die Myrthe gleißnerisch entrungen,
Zwiefältig gibt's der Lorbeer Dir zurück!
Drum treu der Muse, die den Kranz geschlungen.
In ihrem Schooße lebt und blüht Dein Glück."

In der zu Berlin kürzlich erschienenen Schrift von Rose: „Das Krankenzerstreuungssystem im Felde" steht S. 7 wörtlich Folgendes: „Ein Czeche, dem eine Granate den linken Vorderfuß abgerissen" ꝛc. ꝛc.

Ich freue mich nur, daß ich noch wenigstens den rechten Hinterfuß behalten habe, um mit demselben gegen diese Herabwürdigung meiner Nation zu dem Geschlecht der Quadrupeden energisch auftreten zu können. Uebrigens — wenn du meinen Rose schaust, sag', ich lass' ihn grüßen!
Der nunmehr nur noch dreibeinige Czeche.

Herz. Die meisten Menschen hätten mehr Herz, wenn sie weniger Magen hätten.

Unverbürgte Nachrichten.

Athen. Da in Berlin die Studenten eine Vorstellung der Antigone des seeligen Herrn Sophokles in der Ursprache veranstaltet haben, so beabsichtigen die hiesigen Studirenden als Gegencompliment und um der deutschen Nation zu zeigen, daß auch wir in ihrer klassischen Literatur nicht unbewandert sind, eine Aufführung der „Mottenburger" von Kalischios und des „Hinko" der deutschen Sappho, der Frau Bircha-Pheipherousa zu Wege zu bringen. Es sollen zu diesen Vorstellungen alle Plätze noch nicht vergriffen sein.

Schleswig. Einer unglaubwürdigen Nachricht zufolge soll die große Anzahl der schleswig-holsteinischen Singvereine bedeutend vermindert werden. Man befürchtet nämlich eine Uebervölkerung durch zu übermäßige Einwanderung, indem die Fremden sich ruhig hier niederlassen könnten, wo man so viel singt, daß das Land und Jene voraussetzen müssen, unser Land sei nur von guten Menschen bewohnt.

Abgedankte Hilfe. „Heiliger Gott, hilf mir!" schrie ein Maurer, als er von einem Gerüste herabstürzte, und als er glücklich am Boden ankam, so daß er stand, setzte er hinzu: „Na, jetzt ist es nicht mehr nöthig."

Beruhigung. Jemand, der entsetzliche Zahnschmerzen hatte, ging zum Chirurgen, setzte sich nieder und befahl dem Subjecte, ihm sogleich den schadhaften Zahn auszubrechen. Das Subject setzte die Zange an, riß und riß, der Arme schrie laut auf, fühlte an den Mund—und—o Spektakel!—bemerkte, daß ihm der Ungeschickte mit dem schadhaften auch einen zweiten Zahn ausgezogen hatte; da schrie er wüthend:—„Kerl, Du hast mir ja zwei Zähne statt einen ausgebrochen?"

„Ich seh' es wohl, aber seien Sie nur still, schreien Sie nicht so; hinten steht mein Herr, wenn der's erfährt, so müssen Sie für zwei Zähne bezahlen."

„Ja so! ich danke Dir."

Auf den Kopf gefallen. Ein Rechtspraktikant erhielt die längst ersehnte Anstellung in einem entfernten Städtchen, und man wollte wissen, geringe Fähigkeit habe bisher seiner Beförderung hemmend im Wege gestanden. In der Freude seines Herzens hatte er sich noch desselben Abends ein Räuschchen und als Folge dessen eine schmerzhafte Confussion der Stirne zugezogen, welche ihn nöthigte, ein Pflaster aufzulegen. Tags darauf bringt der Jude *** bei dem neuen Staatsdiener ein Anliegen vor, findet aber wegen angeblicher Vorkehrungen zur eiligen Abreise desselben kein williges Gehör.

„Herr Actuar," sagt der Jude, „reisen Sie sobald noch nicht ab!"

„Warum?"

„Nun, wenn Sie so mit dem Pflaster an der Stirne nach *** kommen, so sehen alle Menschen, daß Sie auf den Kopf gefallen sind."

Eine Meth, ode einen Kuß zu erhalten. Der verstorbene Advocat Bush pflegte folgende Anekdote von einem seiner Collegen zu erzählen: Als die Kutsche im Begriff war, vor dem Frühstück abzufahren, näherte sich das Mitglied der Gesetzkunde der Wirthin, einer ganz allerliebsten Quäkerin, welche am Kamin saß, und sagte ihr: er könne nicht fortfahren, ohne einen Kuß von ihr erhalten zu haben.

„Freund," sagte sie, „Du mußt dies nicht thun."

„Ich will es aber, bei Gott!" erwiederte der Advocat.

„Nun, Freund, da Du darauf geschworen hast, so kannst Du es thun; Du mußt aber keine Gewohnheit daraus machen!"

Komische Anzeigen.

Ein jüdischer Fleischwaarenhändler in Berlin, empfiehlt sich durch nachfolgendes gedrucktes Circulair:

Ich Moses Hillelsohn, als Schächter und Torabschreiber approbirt von J. S. Landow, Rabbiner zu Kempen, M. Auerbach, Rabbiner zu Deutsch-Ostrowo, Hirsch-Westphalen, Rabbiner zu Kreuznach a. R., Malbin, Rabbiner zu Kempen, angesehenen und philosophischen Männern, zuletzt auch vom hiesigen Rabbinat, wo ich zwölf Jahre bei Fischer u. Kalisch von der Gemeinde aus als Schächter war.

Unannehmlichkeiten hatte ich genug, weil es nicht so war, wie es sein mußte. —Durch das Ableben des Kalisch und die Veränderung, war ich bei Jacob, Krausnickstr., bei Levy, Neue Friedrichsstr., bei Eppstein und Fleischer; indem es da aber ebenfalls nicht so war, wie es sein soll,— dachte ich in meiner Uebereilung, das ganze Menschengeschlecht ist trüglich (Psalm 116). Nun blieb mir nichts Anderes übrig, als daß ich selbst ein Fleischgeschäft eröffnen mußte [dasselbe befindet sich Papenstraße 18], damit ich in allen Punkten streng nach den jüdischen Ritualgesetzen handeln kann, wie es geschrieben steht.

Ihr müßt also einen Unterschied machen zwischen reinem und unreinem Vieh, zwischen reinem und unreinem Geflügel, und Euch nicht selbst zum Greuel machen durch Vieh, Geflügel oder auf Erden kriechendes, das ich Euch als etwas Verunreinigendes abgesondert habe [3. Buch Mose Kap. 20. Vers 25].

Für richtige Waage und richtiges Gewicht bei reellen und billigen Preisen, sowie für gute Behandlung sorge ich ebenfalls.

(Konfessionelles Lesebuch). Zum Lobe eines spezifisch „konfessionellen" Lesebuchs wird in einem ultramontanen Blatte bemerkt, es empfehle als kleine heilsame geistliche Uebung für christliche Kinder, Nr. 33: „Bete jede Nacht ein Vaterunser zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä." Eine sehr heilsame und eine sehr verständliche Empfehlung für „Kinder."

Stettiner-General-Anzeiger: Meine liebe Frau Henriette Mebes, geb. Hensch, ist am 14. früh 3 Uhr dem Herrn entschlafen. Sie ist 61 Jahre 3 Monate und 14 Tage alt geworden, was ich Freunden und Bekannten, um stilles Beileid bittend, anzeige.

H. A. Medes, Schneidermeister.

Warnung. Ich warne einen Jeden, daß Niemand von der Wittwe Berndt zu Grabow etwas kauft an Schuldscheine Sachen, dieweil sie dazu nicht berechtigt ist zu verkaufen. Grabow im April 1861.

A. Bernd, Vormund.

Die angenehmsten Weihnachtspräsente. Einem geehrten Publikum empfehle ich ausgezeichnete schönsingende Kanarienvögel, die fast Nachtigallen übertreffen, und sehr fleißig bei Licht singen, sind bei mir zu haben, unter bekannter Güte.

C. Hoffmann,
Schulzenstr. 23, Ecke vom alten Johanniskloster.

Todes-Anzeigen. Heute früh 8½ Uhr starb unsere freundliche Martha, 1 Jahr, 1 Monat alt. Die Theilnehmenden statt jeder Meldung.

Stettin den 6. December 1861.
A. L. Heydemann nebst Frau, Schiffs-Kapitän.

Ein ordentlicher junger Mensch von außerhalb, dessen Führung nur gut und keiner Strafe theilbar gewesen, sucht gerne eine Stelle als Bedienter oder Comtoirbote oder in einer Brauerei oder in einer Handlung anzukommen. Adressen unter B. C. 8. werden in der Expd. dss. Bl. erbeten.

Ein alter aber noch gut erhaltener Gehpels. Adresse unter 18 in der Expedition dss. Bl.

Der bekannte Herr, welcher am Sonntag sich ein Paar Schlittschuhe miethete, wo hinten die Schleife entzwei riß, möge so gut sein und bringen sie nach der unteren Bahn, wonicht, so wird er gerichtlich belangt werden.

Viele Freunde von ihm.

Eine angenehme Wittwe die sich Verhältnisse halber recht bald zu verheirathen wünscht, sucht einen Lebensgefährten, wo möglich Beamten. Adressen unter M. 26 werden in der Expedition d. B. erbeten. Verschwiegenheit wird zugesichert.

Eine gesunde Amme mit guter Nahrung, deren Kind sechs Wochen alt ist und häusliche Arbeit mit übernimmt, sucht einen Dienst. Näheres

Galgwiese 27, bei Wichman.

Junge Kanarienhähne nebst Bettstelle ist zu verkaufen. Schulzenstraße 19, auf dem Hofe 2 Treppen 2te Thür.

Ein Knabenrock mit einigen Paar Hosen im Alter von 15 bis 16 Jahren sind billig zu verkaufen, Schuhstraße No. 26, auf dem Hofe 3 Treppen.

Ein Hahn und Huhn ist mir weggekommen;
Der Freund, der sie hat hingenommen,
Der habe diesen edlen Sinn,
Und bringt sie bei Luther hin.

Kirchenstraße No. 9.

Ein ordentlicher, aber ehrlicher Laufbursche wird verlangt, Dampfschiffsbollwerk Nr. 8, im Laden.

Ein junger schwarzer Wachtel, Hündin, ist zu verkaufen, Rosengarten 5, auf dem Hofe, Seitengebäude 2 Tr.

Ich warne hiermit meinen mir entlaufenen Pflegesohn Ernst Wegener, 13 Jahr alt, anzuhalten noch demselben, überhaupt Niemanden, auf meinen Namen etwas zu borgen,—da ich in keinem Falle für Zahlung aufkomme.

Stettin, den 12. Februar 1862.

Otto Zimmermann.

Ein alter Lederpantoffel mit einem neuen Fleck ist verloren von der Magazinstraße bis Rosengarten 3—4, gegen Belohnung abzugeben im Keller.

Eine Belohnung

Wer war der Kerl?

Mister reformirter Expreß-Printer! — Ehn Owet vergangene Woch war Epper bei unserer Mahd, der bald um 12 Uhr in der größte Horry fort is, weil er beim Karressire mit dem Schockelstuhl umgeschlage is an Alles in Stücker verbroche hot. Selle Jagd hot den alte Mann aus dem Bett gebrocht, der determint war, den Schockelstuhlverbrecher en Lesson mit der Fuhrgehßel zu gewe. But lang eb er ehn Behn in der Hose gehabt hot, war der Spärker schun zur Thür hinaus un is ab un davon als wann en jung Füll die Lehn nuf wär. Beim Fortspringe hot er in der Horry mein Hut verwischt un sein ehgener dort geloßt, un weil ich bei seller Spekuleschen bal en Dahler un en halwer zu korz kumm, un die Mahd net derzu ufehgne will, wer der Schockelstuhlverbrecher war, so hätt ich gern, daß ihr der schabig Hut in der Expreß und Reform adverteist und ehnigem Mann en Triet anbiete, der mir mein Hut zurückbringt un mir der Name vum Schockelstuhlverbrecher sagt. Er muß en ziemlich stauter Dingerich sein, bekahs ich bin der anner Dag seiner Spur noch, selle war arig in der Bodde neingedrückt, un der Schockelstuhl war ewe ah net vun Glas gemacht. Die Mahd segt, es wär gehäppent wie sie alle Zweh geschlose hätte, un sie wär Willens, der Dämmitsch zu bezahle. Der alt Mann will sie zweh Dahler vor der Schockelstuhl tschärtsche un 50 Cents for Nachts en Jagd zu mache, daß er vor Schreck schier gar mit dem Kop wedder die Sieling getschumpt wär.

Loßt mich's wisse.
(B. C. Expr.)

Nina.

Eine mexicanische Erzählung
von
Adolf Mützelburg.

1.

Ein Ball in Orizaba.

Herr v. Saligny, der französische Minister für Mexiko, gab einen Ball. Es war noch nicht in Mexiko selbst—das sollte erst noch erobert werden! — sondern in Orizaba, der wichtigen Stadt auf der großen Straße von Vera Cruz nach Mexiko, der letzten Station vor den gefährlichen Engpässen, die hinaufführen nach der Hochebene. Indessen diese Pässe waren bereits forcirt oder umgangen. Schon kampirte die Division Douay auf dem Plateau von Anahuak und die Division Bazaine deckte den Weg von Perote her. Mr. de Saligny konnte also die schönen Mexikanerinnen von Orizaba in aller Sicherheit tanzen lassen. Die Zouaven auf der Höhe schützten die Ballgesellschaft vor einem Ueberfall der rohen mexikanischen Lanzenreiter, die mit den „Verrätherinnen", die sich vom Arm der Feinde umschlingen ließen, kurzen Prozeß gemacht haben würden.

Es war eine bunte Gesellschaft, die in dem verhältnißmäßig kleinen Saal tanzte, sich drängte, plauderte, rauchte und trank. Die Mexikanerinnen in ihren phantastischen Ballkostümen, meist schöne, etwas volle und nur mittelgroße Gestalten mit schwarzem Haar und feurigen Augen, lebendigen Gesichtszügen, die jedoch, sobald der Tanz beendet, eine fast unangenehme Schlaffheit annahmen—Mexikaner theils im schwarzen Frack, theils in dem bunten Nationalkostüm: der pelzbesetzten rothen, blauen oder grünen Jacke, Gold- oder Silberknöpfe auf den weiten Beinkleidern—französische Offiziere aller Art, von den Chasseurs und Husaren oder der regulären Infanterie bis zu den Zouaven und den Führern der mexikanischen Truppen, welche sich, wie Marquez, Murcia, Llorente und Andere, der Intervention angeschlossen, zwischen ihnen einige schwarze Fracks von Diplomaten, die sich im damaligen französischen Hauptquartier eingefunden—dazu die Lebendigkeit der Söhne Frankreichs und Mexikos, die heiße Temperatur des Saales, der in Strömen fließende Champagner, die wollüstig schmachtende Musik der Walzer und Havanaisen—kein Wunder, daß Alles ein einziger Rausch zu sein schien, ein einziger toller, leidenschaftlicher Traum der manchen der französischen Offiziere an den letzten „höllischen Galopp" auf dem Maskenball der großen Oper in Paris erinnern mochte.

Unter den Kreolen (Eingeborenen spanische Abstammung) waren vorzugsweise zwei Persönlichkeiten, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Die eine, Sennora Elvira, Tochter des reichen Haciendora (Gutbesitzers) Don Miguel de Carvello, eine sechzehnjährige Schönheit ersten Ranges, in der Frühlingsfrische der Jugend, die bei den Mexikanern so schnell verblüht, prachtvoll gekleidet, mit Diamanten und — mit so feurigen, schmachtenden, kokketten und vielversprechenden Augen, mit so hingebenden, von Liebeslust durchglühten Bewegungen, denn es schien, als könne sie sich gar nicht aus den Armen ihrer Tänzer loßreißen und als flatterte sie dem Taumel des Tanzes mit immer steigender Leidenschaft entgegen.

Die andere Persönlichkeit war ein junger Mexikaner in der Nationaltracht, die dunkelgrüne Sammtjacke mit schwarzem Astrachan und die weiten Beinkleider, aus deren unterem Schlitz die weißen Unterkleider hervorschienen, reich mit Gold- und Silberknöpfen besetzt. Von schlanker, beweglicher Gestalt, leicht und elegant in seinen Bewegungen, mit seinem blassen Teint, den selbst der wildeste Tanz kaum merklich färbte, war er mit seinen kühn und stolz geschnittenen Zügen, seinen prächtigen dunklen Augen und dem üppigen schwarzen Lockenhaar das wahre Musterbild eines mexikanischen Kreolen: keck, biegsam, nobel, vom feinsten natürlichen Anstand, ganz Feuer und Leben im Tanz, stolz und abgemessen in der Ruhe. Er tanzte mehrmals mit Donna Elvira und war überhaupt unermüdlich in dem sich drehenden und windenden Reigen. Aber wer ihn genau beobachtete, konnte sehen, daß er seine Blicke immer wieder auf Donna Elvira richtete und daß sein Aussehen, wenn er mit dieser „Sennora" tanzte, in einer unbeschreiblichen Gluth und mit einem fast wilden Fener leuchteten, während seine Lippen zuckten und seine Blicke Flammen sprühten, sobald Donna Elvira sich der ganzen süßen Trunkenheit des Tanzes mit einem Anderen überließ.

Die bei weitem größere Anzahl der Anwesenden, namentlich der französischen Offiziere, tanzte nicht. Die Meisten bewegten sich zwischen dem Tanzsaal und dem geräumigen Nebenzimmer, das als Büffet diente, oder standen an der Thür. „Wer ist der Mexikaner in der dunkelgrünen Roba?" hörte man öfters fragen. Aber immer war ein Achselzucken die Antwort. Wer konnte auch all' diese Kreolen kennen, die Mr. de Saligny aus Politik, Heftigkeit, Dankbarkeit oder Absicht für die Zukunft einzuladen, für gut befunden! Aber ein schöner stattlicher Bursche war's, das mußte ihm der Neid lassen, und als die Mexikaner und die „Sennoras" einen Nationaltanz, eine Art Bolero aufführten, errang sich der Kreole sogar den Beifall des ernst aussehenden Generals Forey, der seinen Nachbar, Herrn v. Saligny, fragte, wer das sei? „Ja, mein lieber General," lautete auch hier die lächelnde Antwort, „daß weiß ich wirklich nicht. Ich habe meine Listen entworfen und die Einladungen ausgefertigt und abgesandt,—aber persönlich kenne ich die wenigsten dieser Caballeros. Ich will mich jedoch erkundigen." Und er gab einem in seiner Nähe stehenden älteren Diener in Livree einen Wink.

Waren die beiden erwähnteu Personen der Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit Seitens der Franzosen, so erregte einer der Fremdlinge nicht weniger Aufsehen oder richtiger Bewunderung unter den Kreolinnen. Er war seltsamer Weise in dem ganzen Saal der einzige junge Mann, dessen Aeußeres auf eine nordische Abstammung deutete. Unter den vielen bleichen, gelben, gelblich-grünen Gesichtern mit mehr oder weniger schwarzem Haar war er der Einzige, dem die vollen Locken blond um die weißen Schläfe flatterten und dessen Augen vom tiefsten Dunkelblau aus einem nordisch frischen Gesicht mit rosigen Wangen herausleuchteten. Aber nicht allein das Auffallende dieses Unterschiedes war es, das ihm die Beachtung der Kreolen verschaffte, bei denen, wohl um des Gegensatzes willen, die blonde Farbe als ein Zeichen ganz besonderer Schönheit gilt, sondern auch seine ganze Erscheinung, sein schlanker, hoher, kräftiger Wuchs, sein keckes, fast übermüthiges Wesen, sein unermüdliches Wesen, seine unermüdliche Lustigkeit, seine Anmuth im Tanze. Dieser Sohn des Nordens schien alle Söhne Frankreichs und Mexikos an Frische, Leidenschaftlichkeit, Elasticität und stürmischem Jugendmuth zu übertreffen. Wenn er mit einer schwarzlockigen Mexikanerin durch den Saal schwebte, die Augen leuchtend im Genuß, die frischen Lippen halb geöffnet, so daß unter dem blonden, keck geschwungenen Schnurrbart die glänzend weißen Zähne hervorschimmerten, jeder Muskel an ihm in schwingender Bewegung,—dann lag etwas Bacchantisches, Hinreißendes in seinem Wesen; die Blicke der Kreolinnen hingen an ihm in verzehrender Sehnsucht und es war, als wollten sie ihn in ihre Arme hinüberziehen. Auf ihm ruhten auch die Blicke des unbekannten Kreolen im glühendsten Haß, denn Donna Elvira verbarg so wenig wie ihre Landsmänninnen den Eindruck, den der schöne Fremdling auf sie gemacht, und seltener wurden die Blicke des Einverständnisses, die sie mit dem Kreolen wechselte, länger und länger, fast ununterbrochen ruhten die Strahlen ihrer feuchtschwarzen Augen auf dem beweglichen Mienen- und Gliederspiel des fremden Offiziers—denn als einen solchen wollen wir ihn bezeichnen, obwohl er nicht die französische oder irgend eine andere bekannte Uniform, sondern ein Phantasie-Kostüm trug, das dem der Mexikaner nicht unähnlich, nur von dunklerer Farbe war. Es bestand nämlich aus einem dunkelblauen Sammetrock ohne Taille, hellbraunen, bis an die Knöchel eng anschließenden Beinkleidern, eine Weste von ähnlicher Farbe und einem feinen Hemd mit umgeschlagenen Kragen, den ein dunkelrothes, lose gebundenes Halstuch festhielt,—nicht unähnlich im Ganzen dem Kostüm, in welchem zuweilen unsere deutschen Künstler in Düsseldorf, München und anderen vorzugsweise von Künstlern besuchten Städten sich zeigen. Ueberhaupt lag etwas Geniales und Freies in der Erscheinung des jungen Mannes, das auf einen Künstler oder wenigstens auf einen Mann hindeutete, der die Disciplin eines bestimmten Standes noch nicht gekannt.

Plötzlich unterbrach ein Zwischenfall das kleine Spiel der Intriguen, das auch hier nicht fehlte—denn fast jeder Offizier liebäugelte, mit dieser oder jener Kreolin. Ein stattlicher Mann, mit einem mächtigen schwarzen Backenbart, in der Kleidung der Afrancesados, d. h. derjenigen Mexikaner, die sich der französischen Intervention angeschlossen, näherte sich in stolzer Haltung dem unbekannten Kreolen und sagte leise, aber mit fester Stimme zu ihm:

„Sennor, ich bitte vielmals um Verzeihung, aber Se. Excellenz Mr. de Saligny haben mich ersuchen lassen, Sie um Ihren Namen zu bitten, da er sich nicht mehr des Ortes und der Gelegenheit erinnert, wo er Sie zum ersten Mal gesehen."

Donna Elvira lehnte gerade auf dem Arme des blondgelockten Fremden und schaute ihm mit der Gluth einer jungen südlichen Braut in die leuchtenden blauen Augen, während ihre Brust hoch aufwogte von der Erregung des letzten Walzers,—der unbekannte Kreole ließ keinen Blick von ihr und ihrem Kavalier und seine Lippen blieben für einige Sekunden zusammengepreßt — er mochte die Hölle im Herzen tragen!—dann antwortete er, den ihn Anredenden kaum eines Blickes würdigend:

„Ich werde mir im nächsten Augenblick die Ehre geben, Se. Excellenz an meine Persönlichkeit zu erinnern. Hier ist meine Einladungskarte!"

Er reichte dem Mexikaner eine Karte, warf einen Blick, aus dem eine ganze Welt von Eifersucht, Haß und Rachedurst sprühte, auf Donna Elvira und ihren Partner und verschwand im nächsten Augenblick unter den zahlreichen Offizieren, welche die Thür nach dem Nebenzimmer umdrangten.

Der Mexikaner las die Karte, auf der die Worte standen: „Mr. de Saligny gibt sich die Ehre, Don Ignacio de Pallavio auf den 14. Februar 1863 zum Souper und Ball in seinem Hotel in Orizaba einzuladen," und schüttelte leicht den Kopf. Seine Blicke suchten dem jungen Kreolen zu folgen, fanden ihn jedoch nicht mehr. Wohl aber hörte er unter der Gruppe der Offiziere, in der es plötzlich lebendig geworden war, Ausrufungen des Staunens, Schreckens und Zornes.

„Was ist?" fragte der Mexikaner schnell. „Was giebt es, Sennores?"

„Diese Schufte, diese Hallunken!" antworteten ihm Mehrere zugleich. „Don Ignacio de Pallavia ist auf dem Ritt hierher erschossen worden. Man hat seinen Leichnam auf dem Wege von Palma Sola nach Cordova gefunden, von drei Kugeln durchbohrt. Einer seiner Diener hat soeben die Nachricht gebracht. Die Feiglinge waren natürlich entflohen."

„Dann war der Mann in der dunkelgrünen Roba sein Mörder!" rief der Mexikaner. „Sehen Sie her, meine Herren, hier diese Karte gab mir der Fremde, den Niemand kannte, als ich mich im Auftrage Sr. Excellenz nach seinem Namen erkundigte. Er hat dem Todten die Karte abgenommen. Suchen wir ihn!"

Es entstand lebhafte Aufregung im Saale und im Nebenzimmer, die noch durch einen neuen Zwischenfall vermehrt wurde.

Der mit einem Springbrunnen versehene, reich mit Blumen geschmückte und zu einem höchst angenehmen Erholungsraum umgewandelte Hof lag ungefähr in gleicher Höhe mit dem Ballsaal und war in diesem Augenblick fast ganz leer. Plötzlich fiel ein Schuß von diesem Hofe aus und Donna Elvira schrie laut auf, während der blonde Fremde, der sich im lebhaftesten Flüstergespräch über sie gebeugt hatte, schnell zurückfuhr, dann aber die sinkende Elvira in seine Arme faßte.

„Sind Sie verwundet?" rief er bestürzt. Alles drängte sich verworren durcheinander. Eine Anzahl Herren eilten nach dem Hofe, aber man fand dort Niemand mehr. Der Diener hatte nur gesehen, daß ein Mexikaner in dunkelgrüner Roba unmittelbar, nachdem der Schuß gefallen, in ein Fenster des Hintergebäudes gesprungen sei. Auch dort blieben alle Nachforschungen vergeblich. Der Kreole war entkommen.

Inzwischen hatte sich Donna Elvira in den Armen des Fremden erholt, schien jedoch den Platz an seinem Herzen so sanft zu finden, daß sie selbst mit geöffneten Augen noch dort ruhen blieb, bis die rauhe Stimme eines älteren Herrn, des Vaters, sie zur Besinnung brachte. Es zeigte sich, daß sie gar nicht verwundet worden. Die Kugel hatte nur die Agraffe getroffen, welche ihr Haar auf dem Scheitel zusammenhielt, und die plötzliche Erschütterung, sowie der Schrecken hatten sie ohnmächtig gemacht. Ihre ersten Worte, als sie mit dem zärtlichsten Blick auf ihren Kavalier die Augen aufgeschlagen, waren gewesen: „O, dieser schändliche Don Manuel! Ich hasse ihn, ich werde ihn tödten."

Der Vater führte die Tochter in ein Nebenzimmer und bis Elvira dort wiederstrebend verschwand, hafteten die dunkelblauen und die schwarzen Augen auf einander, als ob sie durch eine unsichtbare Kette mit einander verbunden wären.

Dem blonden Kavalier fiel jetzt erst die Bewegung unter den Offizieren auf, und er erfuhr, daß der Schuß von dem fremden Kreolen gefallen. Er erinnerte sich der Worte Elvira's, und nach wenigen Minuten rief sich Jedermann zu, der Fremde sei kein anderer gewesen, als Don Manuel d'Arosta, einer der verwegensten Kreolen aus der Umgegend von Cordova und Chicuite, geschworener Feind der Franzosen und aller ihrer Anhänger in Mexiko, Führer einer Guerillabande, die seit einigen Monaten die große Straße von Vera-Cruz nach Mexiko unsicher machte. Donna Elvira hatte eingestanden, daß sie den Kreolen seit einiger Zeit kenne und daß er einer ihrer Anbeter sei. Vermuthlich hatte Don Manuel erfahren, daß jener Don Ignacio, für den er sich ausgegeben, eine Einladung zu dem Fest erhalten, auf dem sich auch Donna Elvira befinden sollte, und er hatte keinen Augenblick gezögert, Don Ignacio, der überdies als Anhänger der Franzosen sein Todfeind war, niederzuschießen, um sich in den Besitz der Karte zu setzen. Möglich übrigens auch, daß er die Karte zufällig bei dem Getödteten gefunden und erst dadurch auf den Gedanken gekommen, sich in das Hauptquartier seiner Feinde, in die Höhle des Löwen zu begeben — ein Entschluß, der ebensowohl von maßloser Verwegenheit, als von rasender Leidenschaft für Donna Elvira zeugte. Wem seine Kugel gegolten, dem bevorzugten Fremden oder der treulosen, mit dem verhaßten „Tyrannensöldling" kokettirenden Elvira, das konnte natürlich Niemand wissen.

Der Ruf zum Souper unterbrach den Austausch der verschieden Vermuthungen, Ansichten, Befürchtungen. Da sich in dem Hotel kein Saal befand, groß genug, um sämmtliche Gäste zu fassen, so soupirte die Gesellschaft in kleinen Gruppen an einzelnen Tischen. Der schöne Fremdling hatte schon vorher dafür gesorgt, sich die Nachbarschaft Donna Elvira's zu sichern und führte sie auch im Triumph nach einem kleinen Tische auf dem Hofe, neben dem Springbrunnen. Freilich mußte er die Gegenwart des Vaters und der Mutter mit in den Kampf nehmen; da aber Elvira Französisch sprach, das die Eltern nicht zu verstehen schienen, so unterhielten sich Beide ganz ungenirt, wie sie wollten, und wenn der steife, kalte, verdrießliche Vater und die fast stumpfsinnige Mutter Achtung gegeben hätten, so würden sie aus den funkelnden, triumphirenden Blicken des Pärchens, aus dem Kräuseln und Schmachten der Lippen, die sich fortwährend zum Küssen zu vereinigen strebten, den Inhalt des Gesprächs vollkommen errathen haben.

Das Souper war beendet. Elvira hatte dem Champagner in solcher Selbstvergessenheit zugesprochen, daß vielleicht vor dem ganzen Publikum eine zärtliche Liebesscene improvisirt worden wäre, hätte nicht jetzt, der blonde Fremde die Grenzen des Anstands mit der größten Feinheit und Sicherheit inne zu halten gewußt. Er begriff sehr gut, daß sich die sechzehnjährige, von Wein und Liebe berauschte Mexikanerin in einem Zustande befinde, der ihr alles Selbstbewußtsein geraubt habe und daß es jetzt seine Aufgabe sei, sie von jedem Schritt fern zu halten, der allzu auffällig und dadurch lächerlich geworden wäre. Es gelang ihm sogar, sie zu überreden, mit der Mutter in ein Nebenzimmer zu gehen und sich dort zu erholen; freilich mußte er ihr, um dies zu erreichen, damit drohen, daß er sie nie wieder sehen wolle, wenn sie seinen Wunsch nicht erfülle.

Das Souper war, wie gesagt, beendet und unser blonder Fremdling war nach dem Spielzimmer gegangen, in welchem die Kreolen sich mit ganzer Leidenschaft ihrem Lieblingsspiel, dem Monte, eine Art Pharo, hingaben. Er rauchte seine Cigarre und beobachtete das hastige, ungestüme Wesen der Spieler, als ein ernst aussehender französischer Offizier, in der Uniform eines Obersten auf sie zutrat. Der Günstling Elvira's verbeugte sich leicht und artig gegen den Obersten, der ihm kordial die Hand reichte, und sagte:

„Mr. de Wissenthal, ich habe eine Beschäftigung für Sie gefunden. Wenn Ihnen dieselbe zusagt, so können Sie in der nächsten Zeit Ihre Klivge mit den Mexikanern kreuzen."

„Ah," rief der mit dem deutschen Namen Angeredete freudig überrascht, „in der That? Das macht mich ganz glücklich! Ich bin dieses unthätigen Lebens herzlich überdrüssig. Die Langeweile nagt an meinem Herzen!"

Er sagte das Letztere mit leicht komischem Pathos und im reinsten Französisch.

„Auch, wenn Sie ein so enormes Glück bei den Damen haben?" fragte der Oberst.

„Ah bah, mein Colonel—ein ärmlicher Zeitvertreib für einen Mann!" antwortete der Deutsche.

„Nicht ärmlich in jeder Beziehung," sagte der Oberst mit einem kaum merklichen Lächeln. „Donna Elvira de Cardello ist eine sehr reiche Dame. Man nennt den Vater einen Millionär."

„Aber, Oberst, Sie werden doch nicht glauben, daß ich eine Mexikanerin heirathen werde!" rief der Deutsche fast ernstlich überrascht.

„Nun, warum nicht?" erwiederte der Andere, und etwas ernster setzte er hinzu: „Zum Spielen sind diese Mexikanerinnen, diese Kreolinnen nicht gemacht, wenn sie auch einen ziemlich leichten Anstrich haben. Es ist ein seltsames Völkchen, das man nicht so leicht ausstudirt. Ich rathe Ihnen zur Vorsicht, oder zum Ernste! Eine Million Mitgift ist nicht zu verachten."

„Kein Gedanke!" rief der Deutsche aufrichtig. „Doch, Oberst, Ihre erste Andeutung interessirt mich viel mehr. Sie machen mir Aussicht ....?"

„Ja! Hören Sie. Ich habe soeben mit dem Chef, mit General Forey gesprochen. Er wird, wie Sie wissen, in einigen Tagen aufbrechen, um auf Puebla vorzurücken und die infame Scharte auszuwetzen, die uns die steilen Höhen von Guadalupe und Loreto und das Unwetter vom 5. Mai vergangenen Jahres zugezogen. Daran, daß wir die Mexikaner-Liberalen, die Juaristen, überall schlagen, wo sie sich uns im offenen Kampfe gegenüberstellen, zweifelt wohl kein Mensch. Schwieriger dürfte es sein, diese kleinen Banden, die sich als Guerillas formirt haben und die fortwährend unsere Verbindung mit Veracruz bedrohen, im Schach zu halten. Selten, daß nicht einer unserer Transporte angegriffen wird. Man überfällt die Reisenden, beraubt, ermordet sie. Selbst die kleine Eisenbahn-Strecke von Veracruz nach Medellin und la Tejeria ist nicht sicher. Doch das wissen Sie ja selbst! Nun, dieser Zustand kann nicht fortdauern. Wir müssen uns darauf verlassen können, daß die Gold- und Munitions-Transporte, die Geschütze, die uns von Veracruz nachgesendet worden, ihr Ziel erreichen. Eine Besatzung, die genügend wäre, die ganze Strecke zu decken, können wir nicht zurücklassen; dazu wäre eine ganze Armee nöthig. Wohl aber können wir einzelne fliegende Corps bilden, welche die mexikanischen Guerillas ebenso beunruhigen, wie diese es mit uns thun—Abtheilungen von verwegenen, kühnen Soldaten, die den Feind in seinen Verstecken und Schlupfwinkeln aufsuchen, seine Räuberhöhlen zerstören und auf diese Weise die große Straße nach dem Innern des Landes allmälich von diesem wegelagernden Gesindel reinigen. Es ist das keine leichte Ausgabe, denn es sind in der That nicht die schlechtesten Mexikaner, die sich diesem Guerilla-Kriege gewidmet haben, ich meine, nicht die feigsten und im Kriege verächtlichsten. An der Spitze dieser Guerilla-Banden stehen zum Theil reiche Grundbesitzer, und die Abneigung der Bevölkerung gegen alles Fremde, verbunden mit dem gewaltigen Druck, den diese Banditen ausüben, veranlaßt die Eingebornen, ihnen jeden Vorschub zu leisten. Sie haben heut einen Beweis erhalten. Dieser Manuel d'Arosta, der Führer einer der gefährlichsten Banden, tödtet den Franzosenfreund Ignacio de Pallavio, raubt ihm die Einladungskarte für diesen Ball, tanzt hier unter zwei- bis dreihundert feindlichen Augen, schießt auf Sie oder auf die Donna, und verschwindet dann, wie in einem Walde, ohne daß einer der Diener ihn anzuhalten wagt. Genug, wir wollen gegen diese mexikanische Guerilla eine französische Gegen-Guerilla bilden......"

Den Teufel mit Beelzebub austreiben! warf der Deutsche dazwischen.

„Ganz recht!" bestätigte der Oberst. „Und der General en chef hat mir die Ehre erwiesen, mich mit der Bildung und dem Commando dieser französischen Guerilla, der eine eben so schwierige, wie ehrenvolle Aufgabe zufällt, zu beauftragen. Wollen Sie eintreten? Eine Offiziersstelle kann ich Ihnen freilich im Augenblick noch nicht anbieten. Aber Sie wissen ja auch, daß bei einer solchen Guerilla alle Rangunterschiede aufhören, daß jeder Einzelne in solcher Lage Feldherr, Offizier und Soldat ist. Sobald natürlich die Truppe zahlreich genug ist und bestimmte Abtheilungen gebiltet werden können, werde ich nicht vergessen, welche Stellung ich Ihrem Range und Ihren Verdiensten schuldig bin."

„Zum größten Dank verpflichtet!" erwiederte der Deutsche mit einer tiefen Verbeugung. „Ich nehme Ihr Anerbieten bereitwilligst an."

„Bravo!" rief der Oberst. „Und nun noch Eines. Der General en chef ist auf Sie aufmerksam geworden. Ich habe ihm gesagt, daß ich bei der Bildung der Guerilla auf Sie rechne. Darf ich Sie ihm jetzt vorstellen?"

„Gewiß! Ich bin Ihnen auf's Höchste verpflichtet! rief der Deutsche und seine offene Miene strahlte von Befriedigung. „Es wird mir die größte Ehre sein!"

„So kommen Sie!" sagte der Oberst. „Der General scheint guter Laune. Und wenn er Sie persönlich kennt, ist es mir später um so leichter, Ihr Avancement zu befürworten!"

„Ich bin Ihnen in der That zum höchsten Dank verbunden," sagte der Deutsche, „und hoffe, Ihnen denselben zu beweisen. Die Bildung des Corps soll doch wahrscheinlich bald vor sich hin gehen, Colonel Du Pin?"

„In allernächster Zeit," lautete die Antwort. „Und nun kommen Sie!"

Die beiden Offiziere trafen den commandirenden General der Französischen Armee auf dem kühlen Hofe, an demselben Tische, an welchem dee junge Mann vorher mit Donna Elvira gesessen. Er nahm dort in Gesellschaft Mr. de Saligny's und einiger anderen Herren seinen Kaffee. Der Oberst Dupin stellte den jungen Mann vor als Baron von Wissenthal, aus Europa herüber gekommen, um der französisch-mexikanischen Armee seine Dienste zur endlichen „Beruhigung des Landes und Sicherung des Friedens" anzubieten.

Forey empfing den Baron mit ernster Freundlichkeit und musterte ihn mit seinem durchdringenden Auge. Es lag in Wissenthals Wesen etwas Einnehmendes, Frisches, Aufrichtiges und Ungezwungenes, freilich auch etwas jugendlich Unbesonnenes und Uebermüthiges. Im Allgemeinen schien der Eindruck, den der junge Deutsche auf den General machte, ein günstiger zu sein. Er bat ihn, am Tische mit Platz zu nehmen.

„Erzählen Sie mir ein wenig von Ihrer Vergangenheit—natürlich nur in kurzen Umrissen!" sagte er im Verlauf des Gesprächs.

(Fortsetzung folgt.)

Auf einem Maskenball in Berlin drängte sich eine schwarze Maske zu einem königlichen Prinzen. Der Prinz fragte den Mohr ob, er ihn kenne.

„Nein," erwiederte dieser.

„Ich bin der Graf N*," sagte jener darauf und wünschte nun auch den Namen des Unbekannten zu wissen.

„Ich bin m e h r," sagte dieser und empfahl sich.

Der Prinz wurde neugierig, ließ der Maske nachgehen und sie endlich auffordern, sich zu demaskiren. Da fand sich denn, daß der Fremde der Kaufmann Mehr aus Leipzig war.

☞ Das Osterfest, welches wir heute feiern, ist sicherlich von der ganzen Welt mit Sehnsucht erwartet, denn es bezeichnet das Ende des traurigen, kalten Winters und das Erwachen der schlafenden Natur. Ueberall, wo der hohläugige Gast des Hungers, des Elends und der Noth an die Thüren gellopft hat, erwacht mit dem heutigen Tage die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.. Der letzte Winter gehört zu den trübseligsten, welche die Menschheit durchzumachen hatte. In fast allen Theilen der Erde hatte sich jener furchtbare Feind der Menschen, die Hungersnoth, eingefunden. Zu letzterer gesellte sich eine Pest, welche die Aerzte mit dem Namen Hungertyphus bezeichnen und eine der schrecklichsten Krankheiten ist, welche die Erde kennt.

Mit dem Beginne des Frühlings, mit der Feier des Osterfestes hören die größten Sorgen auf. Die erwärmenden Strahlen der Sonne, das Grün der Gärten, Wälder und Felder, die freudig singenden Vögel ermuthigen auch das sorgenkranke Menschen-Herz, und wie nach langer Nacht das Morgenlicht den Himmel golden färbt, so schwinden auch die Stunden der Verzweiflung aus dem Gemüthe der Menschen, wenn der belebende Strahl der Hoffnung nach langer trostloser Nacht in die Brust zieht.

Wir im neuen Welttheil haben die Noth der Zeit weniger schwer empfunden, als unsere Brüder auf dem alten Continente und können deshalb das Osterfest freudiger begehen, als jene dem Elend und der Noth preisgegebenen Schaaren der armen Arbeiter in Europa.

Mögen diejenigen, welche mit irdischen Gütern gesegnet sind, dafür sorgen, daß auch den Armen diese rechte Osterfreude beschieden wird. — Unseren Lesern wünschen wir frohe und glückliche Festtage!

☞ Die Unkosten des Gesundheitsraths für das verflossene Jahr belaufen sich auf $8000.

☞ Pat. Gorman, welcher am 7. April zum Arbeitshause gesandt wurde, bezahlte seine Strafe und wurde aus dem Arbeitshause entlassen.

☞ Melinda Clagins, eine Farbige, wegen unordentlichen Betragens, und Mary Whalen, wegen Trunkenheit, wurden zum Greenstraße Stations-Haus gebracht.

☞ Am Mittwoch, den ersten Mai, wird eine Versammlung der Mitglieder der Kentucky Versicherungsgesellschaft stattfinden, um sich über die Angelegenheiten der Compagnie zu berathen.

☞ Am Freitag wurde in der Chancery Court auf Ersuchen von Charlotte Harris gegen Benjamin Harris, und L. H. Keastner gegen W. H. Keastner Ehescheidungen ausgestellt.

☞ Richter J. W. Johnston vom Criminal Gericht, begiebt sich am Montag nach Spencer County in diesem Judicial Distrikt, um dort Gericht zu halten.

☞ Wir machen unsere Leser ganz besonders auf den auf der zweiten Seite des „Louisville Volksblatt" stehenden Artikel: „Die republikanischen deutschen Zeitungen in Kentucky und Tennessee" aufmerksam.

☞ Der Liederkranz beabsichtigt am 27. April eine Gesangs-Operette, „Der Zopfabschneider", hier aufzuführen. Die Operette ist schon seit längerer Zeit einstudirt und wird den Freunden des Gesanges einen genußreichen Abend gewähren.

☞ New Albany Notizen. In der Circuit Court sind bis jetzt 349 Fälle auf dem Docket registrirt. Aus dieser Zahl sind 161 Criminal- und 178 Civil Prozesse. Das Gericht wird sich am 22. d. M. versammeln.

Assessor James G. Harrison ist benachrichtigt worden, daß die innere Steuer für alle anderen Fabrikate als Whisky, Tabak und Cigarren aufgehoben ist.

Der Männerchor wird am Montag Abend in De Pauw's Halle ein großes Concert abhalten.

☞ Wer eine gute Photographie seines eigenen „Ichs" besitzen will, gehe zu Herrn Klauber, dem bekannten, tüchtigen Photographen in unserer Stadt. Herr Klauber versteht es, seinen Bildern Leben und Farbe zu verleihen, er arbeitet nicht mechanisch nach der Schablone, sondern giebt den von ihm verfertigten Arbeiten Ausdruck und Lebendigkeit. Außerdem ist der Preis so billig gestellt, daß auch dem weniger Bemittelten Gelegenheit geboten wird, sich sein Bild mit Leichtigkeit anzuschaffen.

☞ Folgende Personen reichten unter dem Bankerottgesetz Gesuche um Entlassung von ihren Schulden ein:

A. A. Machtolff, Louisville.
John Steeler, jr., do.
Robt. Woodcock, Madison Co.
Francis M. Schell, Louisville.
Chas. Daubert, Jeffersonville.
John Graham, Ohio Co.
Geo. N. McKay, Owensboro.
Geo. Neighbors, Ohio Co.
Jas. M. Rogers, Hancock Co.
Elisha H. Emmons, Spencer Co.

Gegen John McGowan von Hopkinsville wurde von Shapleigh, Rice u. Co. von Philadelphia ein Bankerottgesuch eingereicht.

Omnibus-Briefkasten.

Freund, Louisville. — Ihre Berechnung für die Herausgabe einer deutschen Abendzeitung in Verbindung mit dem Louisville Volksblatt ist ziemlich genau. Wir könnten unsere Abendzeitung ohne weitere Unkosten drucken, da wir die Dampfkraft des Nachmittags gleich für die Außenseiten unserer täglichen, halbwöchentlichen, wöchentlichen und Sonntags-Ausgaben benutzen könnten, auch der Satz würde uns wenig mehr kosten, da gewisse Publikationen, wie Polizeibericht, Telegraph, Briefliste, Local- und allgemein wichtige Ereignisse ohnedies für beide Ausgaben gleich lauten würden, ebenso würde uns die Redaktion und Einholung der Lokalberichte keine Extra-Ausgaben verursachen, wie auch Miethe, Gas u. dgl., für uns keine Mehrausgabe wäre, und unsere Anzeigen dadurch eine größere Circulation gewinnen würden. Da wir erfahrene Träger haben, so wären wir auch in dem Departement wohl versehen. Gleichfalls befindet sich noch in unserer Office die Einrichtung unserer früheren kleineren Ausgabe und wäre das etwa Fehlende leicht zu beschaffen; aus allen diesen Gründen könnten wir die Abendzeitung, wenn wir jenes Format adoptirten, für einen sehr geringen Preis per Woche publiciren. Uebrigens wird unsere Abendzeitung, wenn wir fernere Anforderungen dafür erhalten und sich wirklich ein Bedürfniß dafür herausstellt, eine bestimmte politische Färbung annehmen.

Städtisches und allgemeines Neuigkeits A-B-C.

A—m Montag Morgen findet die reguläre Sitzung des County-Gerichtes statt.

B—lumenfreunde, und namentlich Solche, welchen ihre frühe Blumen durch den letzten Frost zerstört wurden und dadurch genöthigt sind, neue Sämereien zu beschaffen, sollten bei der Firma W. Geißel u. Co., Westseite dritter Str., zwischen Markt und Main, ihre Einkäufe machen. Die Auswahl von Garten-Sämereien ist eine derartige, daß Jeder zufrieden gestellt werden wird. Bäume, Ziersträucher und Topfblumen sind ebenfalls in reichhaltigster Auswahl dort zu finden.

C—ontrakte für die Entfernung von Asche und Küchen-Abfällen werden am nächsten Dienstag von dem Stadt-Ingenieur ausgegeben werden. Allgemeine Klagen werden laut, daß seit einiger Zeit die bisher benutzten Karren ihr Erscheinen nicht mehr machen.

D—as Baby-Woman, Sophie Gaantz, wird am morgigen Tage wieder zu sehen sein.

E—ine gute Photographie kann bei Herrn Klauber erlangt werden, dessen Befähigung als Photograph allseitig anerkannt wird. Ein Besuch seines Ateliers verlohnt sich der Mühe.

F—ür den heutigen und morgigen Tag, Oster-Sonntag und Oster Montag, hat Herr Zierfuß den Louisville Garten festlich geschmückt und wird es sich angelegen sein lassen, seine Gäste mit dem Besten zu bedienen. Im Garten grünt und blüht es, trotz dem kalten Wetter der letzten Tage. Die Kegelbahnen sind in guter Ordnung.

G—roße Mühe hat sich Hr. B. Strube in dem beliebten Woodland Garten gegeben, um denselben für die Sommersaison prachtvoll einzurichten. Hr. Strube hat ferner Kosten nicht gescheut, um den Besuchern des Gartens alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu bieten. Ein Caroussel ist für die Kinder vorhanden und wird denselben große Freude bereiten. Das Louisville Theater Orchester unter Leitung von Prof. Anton Zöller wird, wie immer, die besten Musik Stücke vortragen und die Gemüthlichkeit erhöhen. Hr. Strube hat für die beste und aufmerksamste Bedienung Sorge getragen und wird die Besucher mit allen leiblichen Bedürfnissen bestens versorgen. Oster-Montag findet ebenfalls Nachmittag ein Concert statt, an welchem sich Abends ein gemüthliches Tanzkränzchen anschließen wird.

H—err James Guthrie ist schwer erkrankt, die Aerzte hoffen jedoch, daß er in einigen Tagen seinen vielen Geschäften wieder vorstehen kann.

I—m Löwen-Garten wird es heute und morgen hoch hergehen. Der freundliche Löwenwirth hat seinen Garten so wirthlich hergerichtet, daß jeder Besucher zufrieden sein wird. Es keimt und knospet, grünt und blüht, und da der April seine böse Laune eingestellt hat, so wird der Garten heute und morgen sehr lebhaft besucht werden. Famoses Bier, ächte Weine, feine Cigarren, den feinsten Schweizer- und Schmier-Käse werden dort verabreicht werden. Der schöne große Saal steht den Besuchern ebenfalls zur Verfügung. Die City Cornet Band wird die Besucher durch die lieblichsten Musikweisen unterhalten. Mad. Ehret wird der Küche mit gewohnter Vortrefflichkeit vorstehen.

K—och und Leonhard's Weine und Liqueure haben sich einen guten Ruf erworben und rathen wir allen Denen, welche derartiger Artikel bedürftig sind, bei obiger Firma vorzusprechen.

L—ustig, gemüthlich und schön ist es auf Phönix Hill. Das Bier ist ausgezeichnet, die Aussicht prachtvoll und die Bedienung eine coulante. Wer sich heute und morgen in angenehmer Gesellschaft bewegen will, sollte sich zum Phönix Hill begeben.

M—ilitär-Verstärkungen wurden, wie wir vernehmen, nach Georgia gesandt.

N—ur gutes Bier, ächter Wein und feine Cigarren sind bei Herrn Herrmann an der Bardstown Road, nahe Phönix Hill zu finden. Herr Herrmann läßt es sich angelegen sein, seinen Gästen stets freundliche Bedienung angedeihen zu lassen.

O—streier werden heute in reger Nachfrage ein.

P—etroleum wird in großen Quantitäten nach Europa ausgeführt.

Q—uinine ist das sicherste Mittel gegen Fieber.

R—osenstöcke sind durch das kalte Wetter wenig beschädigt worden, und werden bald, wenn die gelinde Witterung anhält, in voller Blüthe stehen.

S—ommer-Wetter wird allem Anschein nach heute herrschen und unsere Bürger zu Ausflügen in die freie Natur verleiten. Unsere öffentlichen Gärten empfehlen wir namentlich dem Besuche unserer Mitbürger.

T—urnhalle Theater. Ein Dichter in Verzeiflung, oder die Lokal Posse, kommt heute Abend in dem beliebten Theater der oberen Stadt zur Aufführung. Da die Rollen sich nicht nur in den besten Händen befinden und tüchtig einstudirt sind, so bürgt auch schon der Name des Stückes dafür, daß die Theaterliebhaber einen vergnügten Abend erwarten können. Herr Held hat Alles aufgeboten, seinen Gästen mit dem Besten aufzuwarten.

U—nter den hiesigen gesellschaftlichen Vereinen zeichnet sich namentlich der „Norma Club" aus, welcher am Montag Abend wieder eine gemüthliche Abendunterhaltung veranstalten wird.

V—om Marshal der Chancery Court wird morgen das Eigenthum der Kentucky Bourbon Compagnie an der Courthaus-Thür auf Auction verkauft werden.

W—ir vernehmen, daß die Polizei-Commissäre ihre Ernennungen der Polizeibeamten noch nicht vollendet haben. Ihre Arbeit muß wirklich enorm sein, da ihnen Tausende von Gesuchen vorliegen.

X—antippe war die launenhafte Frau des Sokrates.

Y—utah ist der richtige Name des Mormonenstaates Utah.

Z—werge als Komiker, und zwar drei an der Zahl, werden demnächst hier Abendunterhaltungen geben.

☞ Großes Concert in der Weisigerhalle. Morgen Abend wird in der Weisiger-Halle das große Vocal- und Instrumental-Concert zum Besten des deutsch-protestantischen Waisenhauses stattfinden. Von den Mitwirkenden nennen wir den Teutonia Männerchor, welcher unter der umsichtigen und durchaus fähigen Direction des Herrn Oscar Berner eine der ersten, wenn nicht die erste Stelle in Betreff guter und tüchtiger Leistungen einnimmt, Frl. Melanie May, Frl. M. Castello, Frl. K. Burns (letztere zwei Damen sind vom Blinden-institut), Herrn Anton Zöller und Herrn G. Jonas. Ueber die vortrefflichen Leistungen obengenannten Vereins und der mitwirkenden Künstler sprachen wir bereits gestern; wir können dem Publikum heute nur nochmals die Versicherung geben, daß ihm ein ausgezeichneter Kunstgenuß für morgen Abend bevorsteht.

Was den Zweck des Concerts betrifft, so ist derselbe ein so segensreicher und guter, daß es unsererseits wohl kaum einer Ermunterung bedarf, die hiesigen Deutschen zu einer zahlreichen Betheiligung anzuregen. Es bietet sich morgen Abend einem Jeden die Gelegenheit, den armen Waisenkindern eine Osternfreude zu bereiten—möge Niemand vergessen, daß eine Gabe für diesen edlen Zweck den Geber ehrt. Wir wollen hoffen, daß das Publikum alles das, was es bei den zum Besten des Waisenhauses arrangirten Theatervorstellungen versäumte, doppelt und dreifach nachholen wird.

☞ Herr Valentin Anz in Mechanics Home servirt morgen von 10 Uhr Morgens bis Nachmittags 2 Uhr zur Feier der Eröffnung seines Lokals einen delikaten Lunch, zu dem er alle seine Freunde und Bekannte ergebenst einladet. Das Lokal in No. 71 Marktstraße, zwischen Brook und Floyd, ist auf das Passendste hergerichtet, weßhalb Herr Anz um zahlreichen Zuspruch bittet.

☞ Whisky-Fabrikation. Während des Monats März wurden in den nachstehenden, den 6. Distrikt bildenden Counties die folgenden Quantitäten Whisky destillirt:

Harrison	County	162,618½	Gallonen.
Kenton	„	2,239	„
Carroll	„	22,175	„
Trimble	„	9,231	„
Total		196,293	„

Von dem obigen Betrage destillirten: Thomas J. McGibben von Harrison Co. 27,100½ Gallonen; Cook und Ashbrook 26,615½ Gallonen; C. B. Cook 22,866½ Gallonen; Reynolds und Todd 21,020½ Gallonen; J. A. Darling u. Co., von Carroll County 22,175 Gallonen.

Verhandlungen des Polizeigerichts.

(Vor Richter C. S. Craig)

Samstag, den 11. April.

Jos. Holeran, welchem das Wetter zu kalt erschien und Ofenwärme nicht genügend war, kam auf die Idee sich innerlich zu erwärmen. Er kaufte sich Whisky und genoß von demselben so viel, daß er nicht mehr im Stande war, auf dem Seitenwege zu gehen. Er gerieth in den Straßenkoth und verlor seine Schuhe in dem dicken Schlamme. Hierüber erbost, fing er fürchterlich an zu fluchen, wodurch die Polizei aufmerksam wurde und ihn in Gewahrsam nahm. Er zahlte $3 und die Kosten für sein Nachtquartier.

Jack Kelly und McCarty hatten ihrer Meinung nach zu viel Greenbacks und gingen, um dieselben zu veräußern, an die Spree. Der schlechte Whisky setzte sie in besinnungslosen Zustand und wurden Beide auf dem Seitenwege gefunden. Die Polizei, in ihrer Sorgsamkeit, erachtete es für das Beste, sie von dem harten Lager zu einem wenigstens etwas weicheren Lager zum Stationshause zu geleiten, für welches sie eigentlich heute Morgen hätten bezahlen sollen. Da kein Kläger erschien, wurden sie entlassen.

Wm. Godfrey wurde benebelt aufgegriffen und zahlte seine Hotelrechnung mit $3. Um ihn zu besserem Verhalten zu bewegen, mußte er ebenfalls für dreißig Tage $100 Bürgschaft leisten.

August Phanky und Fred. Brachay zahlten zum Besten des Schulfonds für ihren Rausch je $3 und die Kosten.

Thomas McGrath, ein lebenslustiger Sohn der grünen Insel, gerieth in schlechte Gesellschaft und kaufte sich einen solchen Affen, daß er nicht mehr gehen konnte. Er wurde von der heiligen Hermandad zu einer Ruhestätte geleitet und zahlte dafür $3 zum Besten des Schulfonds.

George Griffith stahl von Hrn. Sol. Harris ein Paar Schuhe und wurde wegen kleinen Diebstahls unter $100 Bürgschaft gestellt, um sich vor der Grand Jury dieses Gerichts zu verantworten.

Wm. Caswell alias Kelly, ein Junge, wurde im Besitz von Einbrecher-Werkzeugen betroffen und unter $400 Bürgschaft für weiteres Verhör zur Jail gesandt.

Thos. Corrigan wurde wegen desselben Vergehens unter $600 Bürgschaft gestellt.

☞ Jas. Williams wurde auf Befehl des Richters aus dem Arbeitshause entlassen.

☞ Die größte Eisenhandlung nicht allein in der Stadt, sondern in den Vereinigten Staaten, ist die des Herrn Jacob Schmitt, in 99 Marktstraße, zwischen dritter und vierter. Die Waarenräume in dem prachtvollen neuen Gebäude sind in jeder Hinsicht der Größe des Geschäftes entsprechend und die Einrichtung in allen Einzelnheiten ebenso elegant, wie praktisch. Die schweren massiven Eisenstangen von jeder Größe, die gewissermaßen das schwere Geschütz bilden, stehen in dem hintern Theile des Saales zu ebner Erde; vorne in der Nähe des Fronteinganges sind die blitzenden Aexte und Beile, Küferwerkzeuge, Schreiner-, Schmiede- und Wagner-Materialien untergebracht und in den übrigen Etagen des geräumigen Hauses findet man alle andern Waarensorten, die in Eisenhandlungen in Nachfrage stehen.

Das großartige, bekanntermaßen prompt und reell geführte Geschäft des Herrn Jacob Schmitt unserem Publikum empfehlen, hieße Eulen nach Athen tragen. Der Name der Firma allein giebt genügende Garantie, daß Jeder nur gute, dauerhafte und solide Waaren für einen beispiellos billigen Preis erhalten wird.

☞ Billige Drygoods. Unsere Leserinnen glauben wir in Erinnerung bringen zu müssen, daß der Verkauf von Drygoods aller Sorten zu erniedrigten Preisen in dem Geschäfte der Herren Kinsella u. Haydon (139 Marktstraße, zwischen Floyd und Preston) nur noch einige Tage fortgesetzt werden wird. — Vorzugsweise hat es Calico's und leichte Wollenstoffe der neuesten Muster, sowie leinene Tischtücher, Hemdenstoffe u. s. w., welche Herr Kinsella bei seinem letzten Aufenthalt in New York in großen Quantitäten billig eingekauft und zu kleinem Profit billig ablassen wird. — Wer daher in Bedarf von billigen Sommerkleidern u. s. w. ist, wird es in seinem Interesse finden, bei den Herren Kinsella u. Haydon vorzusprechen. Das Geschäft liegt in Mitte der beiden andern Drygoodgeschäfte.

☞ Wir lenken die Aufmerksamkeit Kauflustiger auf unsere morgen, Ostermontag, Nachmittag um 3 Uhr stattfindende Versteigerung einer Dampf Mühle, sowie dreier leerer Bauplätze an der East Bridge Straße, unterhalb Phönix Hill. Für nähere Beschreibung siehe Auktions-Anzeige in einer andern Spalte.

Darnach werden wir nahebei, an der Jeffersonstraße, das dritte Haus von der Brücke, ein zweistöckiges Brickhaus und Lot 18x100 verkaufen.

Alles obige Eigenthum muß und wird rückhaltslos verkauft werden. Kutzleb und Bro., Grundeigenthums-Agenten und Auktionäre, 143½ Prestonstraße, zwischen Markt und Jefferson. ap12 1m

☞ Scheidemünze. Ein Circular von H. R. Penderman zeigt an, daß die Münze in Philadelphia bereit ist, auf Verlangen 1 und 2 Centstücke und Nickel 3 und 5 Centstücke gegen Ver. St. Noten oder gezogene Wechsel auf Philadelphia und New York Banken auszugeben. Die Noten oder gezogene Wechsel für die Beträge der Scheidemünze müssen an den Schatzmeister der Ver. Staaten Münze in Philadelphia gesandt werden.

☞ Herr Valentin Anz in Mechanics Home servirt morgen von 10 Uhr Morgens bis Nachmittags 2 Uhr zur Feier der Eröffnung seines Lokals einen delikaten Lunch, zu dem er alle seine Freunde und Bekannte ergebenst einladet. Das Lokal in No. 71 Marktstraße, zwischen Brook u. Floyd, ist auf das Passendste hergerichtet, weßhalb Herr Anz um zahlreichen Zuspruch bittet.

☞ In New Albany verblieben bis zum Samstag folgende deutsche Briefe in der dortigen Postoffice:

Ashabraner A	Mattern Jno
Baer John	Prosser Jos
Bader Jacob	Rager Geo
Babbs Sarah S	Roselle Arthur
Belecoes Elizabeth	Snider John
Brein Lizzie	Snider Jos
Baldes Peter	Sellers J M
Burman Wm	Sisson Jas W
Clipmans G W	Simms Sarah
Fenger X F	Saam Fred K
Freemeyer Wm	Stuker D W
Fout W E	Southerlin Caroline
Felger John	Speics Mrs
Frie Joseph	Seibenthall Mrs Lanie
Gunkle Ziprian	Theobold J P
Genug Mrs Matilda	Tising Mrs Sophia
Hislloff Jas	Van Wahlde H
Hahn John	Weber J F
Lightner Wm G	Weber Jno
Lester Jesse	Webber Herriet H
Marsh Jno	Weis Elizabeth
Meller Ralph	

☞ Folgende Heiraths-Licensen wurden im Laufe der letzten Woche vom 3. bis 10. April ausgegeben:

Edward Winterstine mit Emma L. Myers.
John C Carroll mit Lidia Elliott.
Morris Greenbaum mit Lena Brown.
Wm Liebenthal mit Margaret Better.
Traugott Jahn mit Lucinda Jahn.
John A Hollis mit Betsy A Browning.
David Oswald mit Sophie Fredericka Suhr.
Herman Temme mit Rosina Ollgus
Jos W Davis mit Kate McFerran.
Jno F Niebuhr mit Mary Hoste.
John Lammers mit Antonette Hülswitt.
Gustav Weidler mit Mary Haut.
Mich Donahue mit Kate McDonough
Jacob B Grant mit Rebecca Jane Hoagland.
Patrick Woods mit Catherine McGuire.
Riester F Strong mit Mary Dalton.

☞ Sonderbarer Todesfall. Vorgestern wurde die Tochter von John Dragoo von California, Ohio, ein Mädchen von 18 Jahren, beerdigt. Dieses Mädchen ging, wie erzählt wird, vor etwa einem Jahre aus, um eine Freundin auf der nachbarlichen Farm zu besuchen, und auf dem Wege dahin wurde sie von einem alten häßlichen Weibe, das sie nicht kannte, angegriffen; das Weib zog ein Messer und versuchte das Mädchen zu stechen; das letztere entriß sich jedoch den Händen der Megäre und entkam mit zerschnittenem Kleide. Während sie nach ihrem Hause zulief, schickte ihr die Angreiferin einen Fluch mit kreischender Stimme nach und erklärte, daß das Mädchen sterben werde, bevor sie noch die 19. Sonne erblicken werde. Dieses Zusammentreffen mit der Megäre und die geäußerte Prophezeiung der letzteren machten auf das Mädchen einen für ihre körperliche und Geisteskraft sehr nachtheiligen Eindruck; sie wurde tiefsinnig und kränklich und starb plötzlich mehrere Tage vor ihrem 19. Geburtstag. (C. B.)

☞ Feuer und Mord in Pomeroy, O. Am Mittwoch Abend in letzter Woche um 10 Uhr entdeckte man den Laden des Hrn. Henry Cohen in Pomeroy in Brand; das Feuer wurde jedoch schnell gelöscht und da der Eigenthümer zur Zeit im Laden war, sah die Sache höchst verdächtig aus. Um halb 11 Uhr brach im Laden wiederholt Feuer aus, die Thüren wurden eingeschlagen, als sich ein schrecklicher Anblick darbot; der Eigenthümer Henry Cohen, ein 60 jähriger Mann, lag in einer Blutlache auf dem Boden. Er wurde sogleich entfernt und den Händen der Aerzte übergeben, die gleich entdeckten, daß er eine Schußwunde am Halse hatte und da er nur wenige Minuten zu leben hatte, fragten ihn die Aerzte nach den Ursachen des Feuers und seinen Verwundungen; er weigerte sich jedoch irgend welche Auskunft zu geben und starb bald darauf mit dem Geheimnisse in seiner Brust verborgen.

Während dessen griff das Feuer rasend schnell um sich und da sich keine Feuerspritzen dort befinden, so stand in kurzer Zeit das ganze Viereck in Brand. Schließlich gelang es durch übermenschliche Anstrengungen dem Feuer Schranken zu setzen, nachdem ein Verlust von etwa $20,000 angerichtet war. Wie das Feuer entstand oder wie Herr Cohen zu seinem Tode kam, wird wahrscheinlich ein Geheimniß bleiben.

☞ Stempeln der Cigarrenkisten. Es ist eine neue Verordnung gegeben worden. Bisher genügte es, daß der Inspektor den Stempel auf der Cigarrenbox blos brach, während nach der neuen Verordnung auch noch die Unterschrift des Inspektors und das Datum der Inspektion cancellirt werden muß.

Omnibus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 12. April 1868.

Die neue Zeit.

Historischer Roman.

Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Ich habe es gehofft in langen qualvollen Momenten, da Du mir kalt und abwehrend immer gegenüber tratest. Es ist mir zur Gewißheit geworden erst seit einigen Tagen, und darum, geliebtes, angebetetes Weib, das entscheidende Wort muß endlich gesprochen werden, darum fliehe ich!

Du weißt, daß ich Dich liebe, rief sie mit einem lauten Schmerzensschrei, Du weißt es, und Du fliehst?

Ja, Charlotte, darum fliehe ich. Meine Seele flammt von glühender Leidenschaft, und die Gluthen würden mich vernichten, darum fliehe ich, damit die himmelaufspritzenden Wogen sich sänftigen. Die Ruhe der Liebe, das ist die Atmosphäre, in welcher der Dichter allein gedeihen kann. Der Sturm und Drang der Leidenschaft würde mir die Gedanken zersetzen und die Heiterkeit der Seele trüben!

Er sprang auf und ging mit großen Schritten auf und ab. Draußen war es Nacht geworden, und nur wie einen dunklen Schatten in der Dunkelheit sah Charlotte die Gestalt des Freundes vor ihr vorüberhuschen. Aber ihre großen Augen waren unverwandt auf diesen Schatten gerichtet, der doch ihres Daseins einzige Leuchte war.

Jetzt blieb der dunkle Schatten vor ihr stehen, und es zuckte wie Feuer durch ihre Seele, als er sanft seine Hand auf ihre Schulter legte. Sie konnten Beide ihre von der Nacht verhüllten Angesichter nicht sehen, und schauten doch einander tief und klar in das Herz hinein.

Charlotte, sagte Schiller tiefbewegt, ich danke Dir Viel, und ich werde es nie vergessen! Meine Jugend war düster, allzu früh ward ich vertraut mit Irrthum und Kummer, davon wird mein Gedanke verhüllt, davon ward mein Herz erbittert! Da fand mein Genius Deine Töne, sie sprachen meine Gedanken aus! Du erschienst mir wie die begeisterte Muse, ich liebte die Begeisterte, und ich wäre Dein auf immer, wenn ich den Muth für diese Liebe hätte! Den Muth, unterzugehen in diesen Gluthen, nichts mehr zu wollen, nichts mehr zu sein, als Dein Geschöpf, Charlotte, die Vase nur, in welche der Strom Deiner Liebe überschwebend und beherrschend sich ergießt. Ruhig soll meine Seele sein, unabhängig von dieser Macht, welche mich zugleich ängstigt, und zugleich entzückt. Nur wer sich überhebt über die Leidenschaft, nur der ist frei, und nur der freie Mann kann die Natur beugen unter sein Gesetz.

Dich beherrscht der Stolz, seufzte sie schmerzlich, und der Stolz hat kein Vertrauen, keine Ruhe. Du kennst nicht die Trauer und die Einsamkeit der Welt, sonst würdest Du bei mir bleiben, bei mir, die mit Dir fühlt und mit Dir denkt! Nichts rächt sich schrecklicher, als das Leben, welches man unternimmt, ohne das Herz zu achten.

Ich achte es, Charlotte, aber es darf nicht die einzige Axe sein, um welche sich mein Leben dreht, und sie würde es sein, wenn ich bei Dir bliebe, Du flammende Titanide, Du Götterweib, zu dem sich meine Seele und mein Herz ewig wenden, Alles vergessen wird, Alles, und dennoch, —ich will nur Deine Freundschaft!

Und wie er das sagte, schlang er seine Arme um sie, und zog sie empor von dem Divan, empor in seine Arme, und küßte ihre Wangen.

Oh Friedrich, Du weinst! Ich fühle Deine Thränen auf meiner Stirn!

Schweig, Charlotte, rief er heftig, schweig, und—liebe mich! Nur einen einzigen seligen Moment liebe mich und laß Dich lieben!

Ich liebe Dich, Friedrich, sagte sie glühend. Oh Du gießest Qual und Seligkeit in vollen Strömen aus. Du liebst, wie ich Dich liebe! Nur zitterst Du vor dieser Liebe, und willst den Sterblichen nicht weihen, was göttlich schön ist! Oh Schiller, es wohnt ja doch ein Gott in uns, so laß uns lieben göttlich schön, in Demuth und Entsagung, laß uns willig opfern Hoffnung und Verlangen.

Er antwortete nicht, drückte sie nur fester an sein Herz, neigte sein Haupt auf ihre Schulter und weinte laut.

Still war's in dem dunkeln Gemache, und nichts unterbrach das Schweigen, als das leise Schluchzen der Weinenden. Aber dann, nach dieser schmerzvollen Pause, hob Schiller sein Haupt wieder empor und ließ die Arme sinken, welche Charlotte umfangen hatte.

Laß uns Licht anzünden, sagte er, und seine Stimme hatte jetzt einen harten, rauhen Klang, Licht, damit ich Dein Angesicht und Deine geliebten Augen noch einmal sehen kann, bevor ich scheide!

Nein, Friedrich, seufzte sie, wenn Du scheidest, bedarf ich fortan kein Licht, denn das dumpfe Leben wird in der Finsterniß am wenigsten empfunden. Kein Licht! In Dunkelheit laß uns scheiden, denn in Dunkelheit werde ich fortan leben, aber ich werde Dich dennoch immer vor mir sehen, und Dein Angesicht wird immer in meiner Seele leuchten. Gute Nacht, Friedrich! Ach, Du nimmst mir Alles, indem Du gehst, nimmst mir auch meine schönen Träume! Sonst kamen in der Nacht im Schlummer die lieblichsten Gebilde vor mein Lager. Aber nun werden sie Dir nachziehen, denn sie kamen von Dir, sie waren die Gedanken Deiner Seele. Deine Gedanken werden mich jetzt fliehen, und so fliehen mich auch Sonne und meinen Nächten die Träume! So laß uns scheiden in Dunkelheit!

Charlotte, sagte er leise, in Wehmuth aufgelöst, höre ich wie Geistertöne Deine Worte, und mir ist es, als schwinde die Vergangenheit von mir hinweg! O, gehe nicht, bleibe bei mir, süße Vergangenheit, holde Gegenwart! Bleibe bei mir, Seele meiner Seele, allgeliebtes Wesen! Wo bist Du, Charlotte, wo bist Du?

Sie antwortete nicht! Er breitete sehnsüchtig die Arme aus nach ihr, aber sie erreichten sie nicht, faßten nur das Leere!

Charlotte, komm zum letzten Mal an mein Herz! Komm! Laß mich zum letzten Mal von Deinen Lippen die Luft des Paradieses einathmen!

Keine Antwort! Es war ihm, als sehe er einen Schatten durch die Dunkelheit dahinschweben, dann tönte es ferne und leise wie aus zitternden Aeolsharfen an sein Ohr: Gute Nacht, Schiller!

Nun das Geräusch wie von einer Thür, welche sich öffnet und wieder schließt, dann ward Alles still.

Ein qualvolles Aechzen drang aus Schiller's Brust hervor, er fühlte, daß Charlotte von ihm gegangen, daß er allein war.

Noch stand er einen Moment und horchte und hoffte, sie würde wiederkehren; aber Alles blieb still um ihn her.

Ach, murmelte Schiller, das Scheiden thut weh, als wär's ein Sterben! Ach, Charlotte, ich habe Dich doch sehr geliebt! Ich—Still, mein Herz, still, keine Klage mehr! Es muß geschieden sein!

Er wandte sich langsam um und ging nach der Thür hin. Lebewohl, Charlotte, lebe wohl!

Keine Antwort. Nur das verhallende Echo seine eigenen Worte schien es zu sein, welches in dem dunkeln Raum antwortete: Lebe wohl!

Hastig riß Schiller die Thür auf und stürzte von dannen, hinaus in die Stille der Nacht! Durch die einsamen, düsteren Straßen stürmte er dahin, und fühlte es nicht, daß er ohne Kopfbedeckung war, dachte nicht daran, daß er seinen Hut bei Charlotten zurückgelassen, fühlte nicht, wie die rauhe Luft der Märznacht ihm die Schläfe kältete, wie der Nachtwind durch die flatternden Haare sausete.

Es paßte zu seiner Stimmung, es erleichterte sein Herz, mit dem Sturmwind dahin zu brausen, mit der Nacht in Finsterniß zu wandeln!

Endlich weckten ihn die kalten, schweren Regentropfen, die auf seine unbedeckte Stirn niederfielen, weckten ihn aus einem letzten, schmerzvollen Ringen mit seiner Leidenschaft, und kühlten zugleich seinen Kopf und sein Herz.

Gott, ich danke Dir, Du läßt Deine Wolken über mir sich entladen, Du willst mit dem Wasser Deines Himmels mein Herz rein waschen von unklarer Leidenschaft und sclavischer Liebe! Du willst mich frei machen! Und nun bin ich frei! Bin wieder Ich selbst! Bin frei!

Und mit heiterem Angesicht trat Schiller in Andreas Streicher's Gemach ein und begrüßte ihn mit einem frischen: Guten Abend, Bruderherz!

Aber der schaute ganz entsetzt auf Schiller's durchnäßte Kleidung und sein triefendes Haar.

Herr Gott im Himmel, Fritze, wo kommst Du her? Siehst aus, als ob Du der Nixe des Rheins einen Besuch abgestattet hättest und justement herkämst aus ihren nassen Armen!

Hast vielleicht Recht, Andreas! Hab' Abschied genommen von der holdseligen Nixe, die mich verzaubert hat.

Aber Fritze, wo hast Du denn Deinen Hut? Hast ihn vielleicht der Nixe zum Andenken gelassen?

Kannst wieder Recht haben, Andreas. Ich habe meinen Hut der Nixe zum Angedenken gelassen, und habe nur meinen Kopf aus der Schlinge gezogen.

Habe die Güte und sprich vernünftig, brummte Streicher. Wenn man abreist, muß man seine Siebensachen zusammen halten!

Siebensachen, rief Schiller lachte. Ich habe keine Siebensachen, brauche sie also nicht zusammen zu halten.

Um so schlimmer, Schiller, um so schlimmer. Sag' nur, wo ist Dein Hut?

Du hast es ja schon gesagt, ich habe ihn der Nixe des Rheins zum Andenken gelassen.

Ich wollte, Du hättest es nicht gethan, murrte Andreas. Hättest ihr lieber eine Locke von Deinem gelben Haar geben sollen, das wäre billiger gewesen, denn die Haare wachsen wieder, aber die Hüte muß man kaufen! Na, zum Glück habe ich mir just heute einen neuen Hut gekauft, und Du kannst ihn nehmen zur Reise!

Er reichte Schiller einen schönen, glänzenden Filzhut dar und nickte ihm zu. Da, nimm zuerst das Tuch hier, und trockne Dir Deine wilden Locken, und dann probire, ob der Hut Dir paßt.

Andreas, sagte Schiller, nachdem er den Hut probirt und gefunden hatte, daß er ihm vollkommen paßte. Andreas, den Hut hast Du für Dich heute gekauft.

Ja natürlich für mich, und nun kommst Du wilder Mensch ohne Hut gerannt, und es bleibt mir nichts Anderes übrig, als Dir meinen Filz zu geben.

Du, komm einmal her, Andreas, sagte Schiller lächelnd, und als Andreas zu ihm herantrat, setzte Schiller ihm den Hut auf den kleinen, von wenigem Haar nur bedeckten Kopf, und drollig genug sah es aus, wie der Hut dem kleinen Streicher bis tief über die Stirn niedersank.

Aber Schiller lachte doch nicht, sondern hob langsam den Hut wieder empor und schaute mit einem langen innigen Blicke dem Freunde tief in das verwirrte und beschämte Angesicht.

Andreas, hätt' nimmer geglaubt, daß Du auch zu lügen verständest!

Siehst auch, daß ich es schlecht genug verstehe, brummte Streicher. Schlimm genug, daß Du einen ehrlichen Menschen dazu zwingst, um die Wahrheit herumzugehen, wie die Fliege um den Brei. Dein Hut war schlecht und hatte einen andern verdient, aber hätte ich mich nur unterstehen wollen, Dir einen neuen Hut zu schenken, dann wär's ein Halloh gewesen und ein Zürnen und Jammern ohn' Ende. So dachte ich denn, ich wollte ganz zuletzt, wenn Du in die Landkutsche stiegst, Dir die Hüte verwechseln und so hätte ich's auch gemacht, wenn Du nicht ohne Hut daher getrabt wärst, und ich nicht die Gelegenheit für mein dummes Geschenk hätte benutzen wollen!

Es ist kein dummes Geschenk, Andreas, sondern ein prächtiges. In nehme Deinen Hut und ich danke Dir, und ich werde ihn vorläufig statt des Lorbeerkranzes tragen, den die deutsche Nation wahrscheinlich schon im Begriff ist, für mich zu winden, der aber wohl erst fertig sein wird, wenn mein Haupt längst unter die Erde hinabgesunken ist. Denn es geht in Deutschland sehr langsam mit den Lorbeerkränzen, und ich, siehst Du, Andreas, ich glaube zuweilen, daß es mit meinem Leben sehr rasch gehen, und daß mir nicht allzu viel Zeit bleiben wird, für meine Unsterblichkeit zu arbeiten. Aber still! Wir wollen uns nicht trübe machen und melancholisch! Ich danke Dir, Freund, für Dein Geschenk, und ich nehm's an von Dir, daß Du mein Haupt mit einem Hute schmücken wist. Ja, wenn ich's recht bedenke und überlege, Andreas, so ist am Ende ein Hut eine viel bessere und anständigere Kopfbedeckung für einen Deutschen, als ein Lorbeerkranz. Die Lorbeeren sind in unserm kalten Norden nur gut, um sich damit seinen Karpfen zu kochen, und ein vernünftiger Mensch soll daher lieber in Deutschland nach einem Filz, als nach einem Lorbeerkranz trachten! Ja, so soll es sein, und darauf wollen wir anstoßen, Andreas. Du hast mich zum Punsch geladen, so gieb ihn denn her, Deinen Punsch, Du guter, flotter Kerl, wir wollen die Gläser erheben und anklingen auf unsere filzige Zukunft! Punsch her, Andreas!

Andreas beeiferte sich, aus der heißen Ofenröhre die kleine verdeckte Bowle mit dem sorgfältig nach allen Regeln der Kunst bereiteten Punsch herbei zu holen, und die beiden Freunde ließen sich nieder an dem kleinen Tisch mit der dampfenden Bowle und füllten die Gläser.

Dein Glas hoch, Andreas, und laß es klingen: Es lebe der Filz! Ein Pereat dem Lorbeer!

Nein, Fritz, darauf stoße ich nicht an mit Dir, sagte Streicher, langsam sein Glas niedersetzend. Es wäre eine Sünde und ein Verbrechen, wenn der Friedrich Schiller solchen nichtswürdigen und erbärmlichen Toast ausbringen wollte! Hast heut' einmal wieder Deine desperate Laune, Fritze, und möchtest einmal wieder die Blitze vom Himmel herunterlangen, um ein tüchtiges Donnerwetter in Deinem eigenen Himmel zu veranstalten!

Ja, freilich, Du närrischer Kerl! rief Schiller, sein Glas mit einem Zug leerend. Die Donnerwetter reinigen die Luft und machen die Sonne wieder scheinen. Und, siehst Du, meine Abreise von hier, das ist so ein mächtig stürmendes Gewitter mit Regenschauern und Donnern und Blitzen, und es soll mein Leben reinigen und läutern, damit es nachher wieder hell wird und in Sonnenschein dahinfließt. Andreas, ich geh' fort, um das Glück zu suchen, und den Frieden!

Und vor allen Dingen den Ruhm, ergänzte Streicher, indem er sein dampfendes Glas an das Schiller's anklingen ließ.

Nein, sagte Schiller mit umdüsterter Stimme, nein! Bleib mir vom Leibe mit Deinem Ruhm! Ruhm heißt in gutes Deutsch übersetzt: Dornen, Hunger, Entbehrung! Ich will meinen Antheil haben an der reichbesetzten Tafel des Lebens, und weißt Du, was ich deshalb thun will?

Na, ich bin neugierig, das zu erfahren!

Ich will Jurist werden, rief Schiller lebhaft, ein zweites Glas leerend. Ja, das ist es! Ich will Jurist werden, will ein ganz neues Leben beginnen. Ich schließe ab mit meinem Leben, und wenn ich heute Nacht die Landkutsche besteige, die mich gen Leipzig bringt, so ist das nicht der Dichter Schiller, der Verfasser der Räuber und anderer Thorheiten, welcher da drinnen sitzt in der alten Karrete, sondern ist es der Student Friedrich Schiller, welcher nach Leipzig geht, um dort das Jus sich einzupauken und zu maltraitiren. Schneid' nicht ein so abscheuliches Gesicht, Andreas, und schüttle nicht Dein weises Haupt. Ich sage Dir, ich will Jurist werden, ich hab's satt, auf den Dornenpfaden eines deutschen Dichters dahinzuwandeln mit blutenden Füßen und hungrigem Magen. Alle meine Illusionen sind zerronnen, und was mir sonst als goldiges Meteor in der Sonne gefunkelt, ist nichts als eine Seifenblase gewesen, die nun zerplatzt ist und Dichterruhm geheißen hat.

Du sprichst einmal wieder so wildromantisch wie der Carl Moor, rief Streicher, und es ist Dir doch nicht Ernst damit!

Ist mir doch ernst damit, Freund! Die traurigen Erfahrungen meines bisherigen Lebens haben mich klug gemacht und praktisch. Ich will der Dichtkunst nicht auf immer entsagen, aber ich will sie nur genießen, wie man Austern ißt und Champagner trinkt in den festlichen und höchsten Momenten des Lebens. Für das gewöhnliche Leben will ich Jurist werden. Oh, ich habe ja glücklicher Weise einen offenen Kopf und eine schnelle Fassungskraft, ich werde also bei unermüdlichem Fleiß und festem Willen in einem Jahre so viel studiren und lernen, als Andere in drei Jahren. Die Leipziger Universität ist so reich an Hülfsmitteln, und ich werde sie zu benutzen wissen. Wenn ein gewöhnlicher Kopf es in drei Jahren durch gewöhnliches Studium erreichen kann, ein guter Jurist zu werden, der auf anständige Weise sich sein reichliches Brod erwirbt, so werde ich doch auch dieses gesegnete Ziel erreichen, und zwar in kürzerer Frist. Ich bin von frühester Jugend auf zum Studiren von Systemen angehalten, ich habe auf unserer Carlsschule gesegneten Angedenkens wenigstens gelernt, mich im Latein schon so geläufig wie im Deutschen auszusprechen. Mir ist das Lernen, das Nachdenken und Studiren eine Lust, die Behandlung schwieriger Themen ein angenehmes Vergnügen, und so bin ich denn überzeugt, daß ich ein guter Jurist werden, mit weit ausgreifenden Schritten den Schneckengang gewöhnlicher Menschen überholen und in kürzester Frist dahin gelangen werde, wohin auch die kühnste Erwartung mich erst nach Jahren vermuthen könnte.

Giebst also doch wenigstens zu, daß Du kein gewöhnlicher Mensch bist, sagte Andreas Streicher achselzuckend. Und willst doch diesen ungewöhnlichen Menschen, willst den Dichter einzwängen in die Zwangsjacke praktischer Wissenschaft. Wahrhaftig, mir vergeht der Appetit, und selbst dieser Punsch erscheint mir sauer, wenn ich mir denke, daß der Dichter der Räuber ein Advocat werden will!

Möchtest lieber, daß er verhungere und verkümmere mit seinen Dramen, statt ein glückliches und behagliches Leben zu führen bei seinen Acten. Ach, mein Freund, die Laufbahn eines Dichters ist dornenvoll und demüthigend. Die Klugen und Vernünftigen zucken die Achseln über ihn, als wie über einen verrückten Narren, die sogenannte vornehme Gesellschaft erkennt ihn nicht als Ihresgleichen, und selbst die Gaukler der Bühne geben sich das Ansehen, als erzeigten sie dem Dichter eine Gnade, wenn sie seine Dramen geben und, wie sie sagen, die todten Gestalten durch ihr erhabenes Spiel es lebendig machen. Nein, nein, es ist eine beschlossene Sache, ich will kein Bühnendichter sein, wenigstens nicht eher wieder, als bis ich in der Welt mir als Jurist eine angesehene und bedeutende Stellung erworben habe. Streben freilich muß der Mensch immer, und Ehrgeiz muß er besitzen, immer höher hinauf zu kommen. Hast nicht auch Du Ehrgeiz, Andreas?

Natürlich habe ich ihn und werde mit aller Kraft danach streben, mein Ideal zu erreichen und Capellmeister zu werden.

Und ich, Andreas, ich will Minister werden, rief Schiller begeistert. Ja, das ist mein Ideal! Minister eines kleinen Staates, mein ganzes Leben, mein Denken und Sein dem Glücke der Menschen zu widmen, den Armen und Bedrängten ein Wohlthäter, den Talentvollen, den Männern der Wissenschaft ein Förderer zu sein, das Gute und Nützliche zu unterstützen, das Schöne zu pflegen, dies, Andreas, ist mein Ideal, und dies ist erreicht, wenn es mir gelingt, als Jurist Carrière zu machen, und an einem unserer lieben kleinen sächsischen Höfe Minister zu werden. Ja, Freund, so soll es sein! Du Capelmeister, ich Minister! Laß uns die Gläser füllen, und nun mit den dampfenden Gläsern erheben wir uns und legen die Hände ineinander. Dies sei unser letzter Toast, sei unser heiliger Schwur: Nicht eher wollen wir uns schreiben, nicht eher Einer den Anderen besuchen, als bis der Andreas Streicher Capellmeister, der Friedrich Schiller Minister geworden ist.

So sei es, so sei es, rief Andreas lachend. Hurrah, es lebe der Capallmeister, es lebe der Minister!

Sie stießen die Gläser jubelnd aneinander, leerten sie dann bis auf den Grund, und sanken einander in die Arme zum letzten Lebewohl. Denn die Stunde war da, und es mußte geschieden sein!

Schweigend geleitete Andreas den Freund durch die öden Straßen der schlafenden Stadt nach dem Postgebäude hin, wo die Landkutsche schon bereit stand und der Passagiere harrte. Nun noch ein letzter Händedruck, ein letztes Anschauen, und dann holperte die Postkutsche von dannen, und hinaus in die Welt trug sie den neuen Cäsar und sein Glück!

9.

Der letzte Ritt.

Jahre, wenn man nach ihnen rückwärts schauet in die Vergangenheit, sind flüchtige Momente, wenn man nach ihnen hinausblickt in die Zukunft, wandernde Ewigkeiten! Wie lang war das Jahr vom Frühling 1785 bis zum Frühling 1786, welchem der junge Friedrich Schiller mit so viel Hoffnung und so vielen schönen Träumen entgegenging.

Wie lang war dasselbe Jahr für den alten Friedrich, für den alten Philosophen von Sanssouci, dem jeder Tag eine Hoffnung entblätterte, jeder Tag eine Botschaft in's Ohr flüsterte, die unheilvolle Botschaft: Du wirst sterben!

Er verschloß sein Ohr nicht diesen Zuflüsterungen des Alters und der Hinfälligkeit, er fürchtete sich auch noch vor dem Tode. Für ihn war das ganze Leben eine große Schlacht, ein fortgesetzter Kampf gewesen, und immer hatte er heldenkühn und todesbereit da gestanden, hatte muthig gekämpft gegen alle Arten von Feinden, und wahrlich, unter diese waren die, welche ihm mit ihren sichtbaren Waffen auf dem wirklichen Schlachtfelde gegenüber standen, nicht die schlimmsten und die gefährlichsten gewesen. Schlimmer war es gewesen, gegen die Dummheit, die Bosheit, gegen Neid und Scheelsucht, gegen Vorurtheile und Uebelwollen zu kämpfen, vorwärts zu schreiten im freudigen Ringen, nicht achtend des Geschreies der Thoren, und der Verleumdungen der Undankbaren.

Leichter ist es, in der wirklichen Schlacht zu siegen, als zu kämpfen gegen Vorurtheile, als Mißbräuche zu vernichten. Und dieser Vernichtungskampf der Vorurtheile und Mißbräuche war nach den Tagen der wirklichen Schlachten die nie endende Arbeit des Königs gewesen. Sein Volk glücklich zu machen, angesehen, reich und mächtig, das hatte er sich selber zur heiligsten Aufgabe seines Lebens gemacht, und er führte sie durch mit aller Energie und Kraft, und ließ sich nicht irre machen und schrecken von Bosheit und Undankbarkeit. Blühte doch Handel und Wandel auf unter des Königs fürsorglicher Hand, hob sich doch die Industrie, daß die Fabriken florirten und für ihre Erzeugnisse Absatz fanden in den fernsten Ländern, wurden doch wüste Aecker urbar gemacht, zog doch der Pflug seine segenbringenden Furchen durch Felder, welche sonst öde und unfruchtbar gewesen. Die Soldaten des Krieges hatten sich jetzt in Soldaten des Friedens verwandelt, und mußten kämpfen für den Wohlstand und das Gedeihen des Volkes. Freilich gab es da oft harte Kämpfe, und mit Zwangsmitteln mußte das Gute eingeführt werden, aber was schadete es? Waren die Kartoffeln deshalb eine schlechtere Nahrung, weil die Bauern in Schlesien von bewaffneten Soldaten mußten auf die Felder getrieben werden, um die verachtete Frucht zu pflanzen? Ward nicht diese Frucht trotz des anfänglichen Widerstrebens doch bald eine Lieblingsnahrung des Volkes, und vertrieb die schädlichen Hülsenfrüchte, und ließ das Geld im Inlande, welches man sonst für Reis in's Ausland geschickt? War's nicht dem Könige gelungen, auch den Seidenbau einzuführen in seinen Staaten, und durch verbesserte Schafzucht die Industrie der Wollenwaaren zu heben?

Und wie er mit väterlicher Sorgfalt für Ackerbau und Industrie thätig gewesen, so hatte Friedrich auch für die Künste und Wissenschaften die lebendigste Theilnahme bewährt, Gelehrte und Künstler berufen und unterstützt, Sorge getragen für das Gedeihen der Akademien und Universitäten in seinen Landen.

Wie er aber nach Innen sorgte für sein Volk, that er es auch nach Außen, hatte immer den kühnen Blick auf den Erbfeind Preußens, auf Oesterreich gerichtet, und litt es nicht, und duldete es nicht, daß das Haus Habsburg habgierige Hände nach deutschen Landen ausstreckte. Weil Friedrich hineinschauete in die Zukunft, und weil er dachte an den Tod, deshalb wollte er sein Land sichern gegen Habsburg auch über seinen Tod hinaus. Der Fürstenbund gab Zeugniß davon, der Fürstenbund, Friedrich's letzte politische That, das letzte Dräuen des Preußenkönigs, welcher Oesterreich so viele Siege abgewonnen, ihm so viele moralische Niederlagen bereitet hatte. Der Fürstenbund einigte die deutschen Fürsten gegen das habsüchtige Oesterreich, der Fürstenbund einigte alle gegen Einen, und machte den Einen zum Feind Aller. Sich gegenseitig beizustehen und zu schützen gegen

den Feind, keine Rechtsübergriffe zu dulden, was dem kleinsten unter ihnen geschehe, abzumachen und zu rächen, als wäre es dem Größten geschehen, die Wohlfahrt des deutschen Reiches immer im Auge zu haben und zu fördern, die gesetzmäßige Verfassung des Reiches aufrecht zu halten und keinen Angriff auf dieselbe zu dulden, das war die Absicht und den Zweck des Fürstenbundes, der im Juli des Jahres 1785 von Preußen mit den übrigen deutschen Fürsten, ausgenommen Oesterreich und die ihm verwandten Häuser, abgeschlossen ward.

Der Fürstenbund war Friedrich's letzte politische That! Gegen Oesterreich hatte er als junger König zuerst sein Schwert erhoben, gegen Oesterreich hatte er jetzt seine letzte Waffenthat vollbracht, Deutschland geeinigt zu Einem Ganzen, auf daß es in der Einigung stark und in der Stärke frei werde.

Die Saat hatte er nun ausgestreuet zu neuem Glück, aber ihm freilich konnte es nicht beschieden sein, die Früchte zu ernten. Sein Leben war abgelaufen und der arme, hinfällige Körper erinnerte den starken, mächtigen Geist, der in ihm wohnte, daß er bald sein Gefängniß verlassen, und sich aufschwingen werde in den Himmel, oder in das ewige All!

Aber Friedrich wollte doch thätig bleiben und seinem Volke dienen bis zum letzten Momente. So lange er die Hände noch rühren konnte, sollten sie arbeiten zum Wohle seines Landes. So lange sein Geist noch frei und stark war, sollte er thätig sein für sein Volk. Aber freilich, die Schmerzen des Körpers umdüsterten ihm zuweilen den Geist, und machten seine Stimmung trübe und leicht gereizt; in solchen Stunden zu arbeiten und den Regierungsgeschäften obzuliegen, wäre gefährlich gewesen, und leicht hätten die physischen Schmerzen einwirken können auf die Entscheidungen, welche er zu fällen hatte. Das bedachte Friedrich in seiner väterlichen Fürsorge für sein Volk, und war bemüht, seine Leiden unschädlich zu machen. Es gab doch einige Stunden, in welchen er weniger litt von der Gicht und den Beschwerden des Athmens, das waren die frühen Morgenstunden, in denen der König, nachdem er eine oder zwei Stunden geschlafen, sich weniger schwach und hinfällig fühlte.

Ein oder zwei Stunden Schlaf! Nicht mehr wollte die Natur dem königlichen Kranken bewilligen, der ein halbes Jahrhundert gewacht hatte für Preußens Ehre und für Preußens Ruhm, und dessen Augen nun müde waren und sich sehnten nach der Ruhe und dem Schlummer. Aber der König ertrug mit der Geduld eines Weisen auch diese Marter der Schlaflosigkeit, er konnte sogar darüber scherzen.

Mein lieber Herzog, sagte er zu dem Herzog von Kurland, der im Juni 1786 ihn besuchte, wenn Sie bei Ihrer Heimkehr nach Kurland etwa einen Nachtwächterposten erledigt finden, so denken Sie an mich und geben Sie ihn mir, denn ich versichere Sie, daß ich das Wachen in der Nacht vortrefflich gelernt habe.

Aber die guten Stunden seines Wachens in der Nacht, die wollte er doch für sein Volk benutzen, und deshalb sollten die Cabinetsräthe, welche sonst des Morgens früh um vier Uhr in sein Cabinet kommen, um mit ihm zu arbeiten.

Mein Zustand, sagte der König mit einem sanften Lächeln, als er den drei Cabinetsräthen diese Mittheilung machte, mein Zustand nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, welche für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige, und die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.

Ja, sein Leben war auf der Neige, aber es dauerte lange, ehe dieser starke Heldengeist sich losrang von dem zerfallenden Körper, und lange noch hatte er Kraft, die Schwäche desselben zu überwinden, und ihn sich dienstbar zu machen. Zuweilen, wenn die Aerzte meinten, die Kräfte des Königs seien erschöpft, und diese arme, zusammengekrümmte Gestalt, welche da auf der Terrasse in der warmen, brennenden Junisonne saß, und doch bebte vor Frost und Kälte, diese Gestalt werde bald nun nichts mehr sein, als „das abgenutzte und verlassene Gehäuse seiner entflohene Seele,“ zuweilen raffte dann der König auf Einmal sich wieder zusammen, rang mit seiner Qual und überwand mit dem Feuer seines Geistes die Erstarrung des Körpers. So war's gewesen, als er im April, da ihn die Aerzte dem Tode nahe glaubten, plötzlich an einem Morgen nach erquicklichem Schlaf befahl, seinen Wagen vorfahren zu lassen, sich aus den Kissen erhob, sich ankleidete, und mit festem Schritt, wenn auch gebeugter Haltung, die Treppe hinabging zu seinem Wagen, um eine lange Spazierfahrt zu machen, und dann nicht wieder in das Stadtschloß von Potsdam zurückzukehren, sondern nach seinem lieben Sanssouci zu fahren und dort seinen Sommersitz aufzuschlagen.

So war's auch heute, am vierten Juli, als der König, welchen den gestrigen Tag in großen Schmerzen und Beängstigungen zugebracht hatte, sich nach kurzem Schlummer der Nacht wieder merkwürdig erquickt und gestärkt fühlte. Er ließ Morgens vier Uhr seine Cabinetsräthe zu sich eintreten, und arbeitete mit ihnen bis acht Uhr, dicirte Depeschen und weitläufige Verwaltungsangelegenheiten, die von der Klarheit und Schärfe seines Geistes zeugten, dann um acht Uhr ließ er seine Gesellschaften kommen, um mit ihnen sich zu unterhalten, und sein Geist war heute so heiter und frisch, wie in den längstvergangenen Tagen ungetrübter Gesundheit. Er scherzte und lachte, und spottete über seine eigene Schwäche und Hinfälligkeit mit so liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, daß der Graf Lucchesini sich nicht enthalten konnte, in lautes Entzücken auszubrechen, und mit Thränen der Freude in den guten und treuen Augen den König als einen Wiedergenesenen zu begrüßen. Friedrich zuckte leicht die Achseln. Mein lieber Graf, sagte er, Sie haben wohl Recht, ein Genesener werde ich bald sein, aber in einem andern Sinn, als wie Sie es meinen. Sie nehmen das letzte Aufflackern der Lampe für eine frische, stetige Flamme. Mon Cher, die Nacht wird Ihnen bald zeigen, daß Sie sich geirrt haben. Aber ich will von diesem Aufflackern der Lampe noch profitiren, und will mich persuadiren, daß ich ein gesunder Mensch bin. Ich empfehle mich also, Messieurs, denn ich will die gute Stunde und den hellen Sonnenschein benutzen, und spazieren reiten. Man soll mir den Condé vorführen.

Aber Sire! rief Lucchesini entsetzt.

Ein Blick aus den Augen Friedrich's machte den Grafen verstummen. Monsieur, sagte er strenge, so lange ich lebe, giebt es kein Aber, mit welchem man mir entgegentritt.

Der Graf verbeugte sich stumm und folgte den anderen beiden Herren, welche schon der Thüre zuschritten. Die großen Augen Friedrich's folgten der Gestalt seines Favoriten, der gesenkten Hauptes dahin ging, mit lebhaftem, theilnahmsvollen Blick, und als Lucchesini eben die Schwelle der Thür überschreiten wollte, rief er ihn zurück. Der Graf wendete sich rasch um, und ging zu dem König hin.

Friedrich hob langsam die Rechte empor, und deutete auf das Fenster, durch welches der Sonnenschein und das Grün von Laub und Strauch hereinglänzten.

Seh' Er einmal, Lucchesini, wie schön das ist, sagte der König. Meint Er nicht auch, daß das heute ein schöner Sommertag ist?

Ja, Sire, ein sehr schöner Sommertag, aber es wird deren hoffentlich noch viele geben, und wenn Ew. Majestät sich erst noch einige Tage erholt hätten, so würden Sie dann die Sommertage besser genießen können.

Es bleibt dabei, Er ist ein obstinater Kopf, rief Friedrich lächelnd. Ich sag' Ihm aber, daß ich mich nicht erholen werde, und ich will Ihn blos etwas fragen. Wenn Er mit lieben, vertrauten Freunden lange Jahre zusammen gelebt hat, und Er muß dann abreisen und sie verlassen, hat Er dann gar nicht das Bedürfniß, von ihnen Abschied zu nehmen, und zu ihnen zu sagen: Lebt wohl! Ich danke Euch! Oder wird Er die Freunde stumm und kalt, ohne Gruß, wie ein Dieb in der Nacht verlassen.

Nein, Sire, das werde ich sicherlich nicht, erwiederte Lucchesini rasch. Ich werde den Freunden um den Hals fallen, und mit Thränen und Küssen von ihnen Abschied nehmen.

Nun, sieht Er, sagte Friedrich sanft, die Bäume in meinem Garten gehören auch zu meinen Freunden, und ich will ihnen daher Adieu sagen, wie den Menschen. Still, sage Er kein Wort! Ich bin alt, und die Alten müssen den Jungen weichen, damit jede Generation ihren Platz finde. Mich schreckt das Sterben nicht, denn um recht zu prüfen, was das Leben ist, muß man um sich her seine Mitmenschen geboren werden und sterben sehen. Es ist Alles nur Wechsel, und die Sonne scheint zugleich über manche Wiege und über manches Grab. Sehe Er nicht so traurig aus, sondern glaube Er mir, ich bin es ganz zufrieden, abzutreten von der Bühne des Lebens.

Er reichte dem Grafen mit einem freundlichen Kopfnicken die Hand dar, und als dieser sich über sie neigte, um sie zu küssen, fiel eine Thränen aus seinen Augen auf die kalte, knochige Hand Friedrich's nieder.

Der König fühlte diese heiße Thräne und schüttelte sanft sein Haupt, Er ist ein recht curioser Mensch, sagte er, ein rechter Verschwender. Streut da einem alten Manne Brillanten auf die Hand, wo er doch besser und vernünftiger thäte, sie für junge hübsche Leute zu behalten. Na, gehe Er, und ich hoffe, ich werde Ihn heute nach meinem Ritt in gutem Wohlsein wiedersehen.

Er winkte nach der Thür hin und wandte sich dann langsam um nach seinem Windspiel, der Alkmene, welche auf ihrem Stuhl neben dem Fauteuil des Königs lag und mit schläfrigen Augen zu ihm aufblinzelte.

(Fortsetzung folgt.)

In Brieg in Schlesien befindet sich folgende Firma: Weinhandlung von A. Scheff, Lingerschuß seeliger Nachfolger.

In Liegnitz:

Baers seelige Wittwe.

Handlungen. Gemälde müssen Schatten, Handlungen aber Licht haben.

An der linken Seite der Sophien-Kirche in Berlin befindet sich noch jetzt ein Grabmal mit Todtenköpfen und folgender, hier buchstäblich wiedergegebener Inschrift:

Hier ruht, an des Sohnes Seit, Gegen diesem Leichensteine,
DOROTHE ELISABETH so aus KAUTCHENS Fleisch u. Beine,
Auf die Welt geboren wurde, da man sechzehnhundert Jahr,
Und noch sechs u. achtzig zählt, JOHANN WILHELM FINNE war
Ihr vertrauter erster Mann, bei dem Sie in funfzehn Jahren,
Von neun Kindern Mutter ward, aber auch den Riß erfahren,
Daß der Mann wie auch fünf Kinder, gingen in die Ewigkeit,
Und Sie also nur noch viere, hier behielte in der Zeit.
Doch nach dem sechs Jahr dahin daß Sie Wittwe war gewesen,
Kam Ihr zweiter Ehe-Mann, der Sie sich Ihm auserlesen,
Zur Gehülfin seines Hauses HERR JOHANNES DANIEL
So aus SCHWARZENAUERS Stamme, und trat an des ersten Stell;
Mit denselben zeugte Sie, binnen sechs und zwanzig Jahren,
Sohn und Tochter, welche beid, schon voran zu Gott gefahren,
Denen-Sie auch nach gefolget, als Sie ward am achten MAY
Siebzehnhundert zwei und fünfzig, von des Leibes Banden frei,
Da Sie sechs und sechzig Jahr, in demselben es geschehen.
Daß Sie von eilf Kindern hier, funfzehn Enkel hat gesehen.
Nun mein Wandrer, gehe weiter, eile und errette dich!
Damit du dereinsten sterbest, in dem HERREN seeliglich
Und das helfe Gott uns allen, die wir noch im Leibe wallen.
Durch den der uns Heil verschafft,
Und durch seines Geistes Kraft.

In Magdeburg langte kürzlich ein Fremder an, bekam eine Aufenthaltskarte und hielt sich mehrere Tage in der Stadt auf, bemerkte aber, daß ihn auf allen Schritten und Tritten ein Mann in einem blauen Ueberrock verfolgte. Stand er Morgens auf, so wanderte der Unbekannte vor seinem Fenster auf und ab, kehrte er Abends zu Haus, so traf sein letzter Blick, ehe er die Hausthür schloß, die dunkle Gestalt—wachsam an einen Laternenpfahl gelehnt — im Theater saß der Blaue hinnter ihm, an der Table d'Hôte aß er an demselben Tische. Die ersten Tage beachtete der Fremde dies sonderbare Betragen wenig, am dritten Morgen war es ihm unangenehm und wurde zuletzt so peinlich, daß er es nicht mehr ertragen konnte — die Gestalt verfolgte ihn im Schlaf; in beängstigenden Träumen wälzte er sich auf dem Lager herum, der Mann mit dem blauen Rocke stierte ihm mit kaltem Blick und leichenblaßen Wangen in's Antlitz. Laut aufschreiend erwachte er, stürzte an's Fenster und riß es auf, daß ihn die kühle Nachtluft stärke. Der Mond schaute still und freundlich in die öden, engen Straßen hinab und dort —an dem gegenüberliegenden Hause lehnte die dunkle Gestalt und sah schweigend zum geöffneten Fenster hinauf.

„Das muß anders werden,“ knirschte der Fremde, warf das Fenster zu und flüchtete wieder in's Bett; am nächsten Morgen aber, als noch der Tag mit der Nacht rang, sprang er auf, zog sich in wilder Hast an und eilte hinunter. Als er die Thür öffnete, begegneten seine Blicke denen des Unbekannten im blauen Rocke.

„Herr! rief der Gepeinigte, „wollen Sie mich wahnsinnig machen? Was verfolgen Sie mich—wer sind Sie—was wollen Sie von mir?“

„Ich bin von der Polizei beauftragt, Sie nicht aus den Augen zu lassen!“ war die ruhige Antwort.

Und was zum Teufel hat die Polizei an mir auszusetzen?“ schrie in höchster Aufregung der Fremde, „mein Paß ist in Ordnung, hier ist meine Aufenthaltskarte; ich bin ein ansässiger Bürger aus Berlin, was verfolgen Sie mich?“

„In Ihrem Paß,“ sagte der Unbekannte, „steht, Sie beabsichtigen sich hier zu Ihrem Vergnügen aufzuhalten; das hat Sie verdächtig gemacht; es ist das erste Mal, daß sich Jemand in Magdeburg zu seinem Vergnügen aufhält.“

Die gut aufgenommene Kuß-Order. Zwei junge, lustige und hübsche Landwehrmänner, die zum Regimente einberufen waren, kamen auf ihren Marsche durch ein Dorf, wo sie in dem Hause eines wohlhabenden Landmanns ihr Nachtquartier bekamen. Voll Muthwillen und kriegerischen Feuers traten sie in das ihnen angewiesene Quartier und fanden in dem freundlichen Stübchen die alte Großmutter im Lehnstuhle und zwei niedliche Enkelinnen neben ihr. Da sagte der Eine: „Frisch, Bruder, laß uns die Mädel einmal recht abschwatzen.“

„Gott!“ riefen die Mädchen aus, „wir wollen uns gern küssen lassen, aber verschonen Sie nur unsere Großmutter.“

„Pimperlimpin!“ fuhr die Großmutter ihre Enkelinnen an, „Ihr naseweisen Mädchen, was geht das Euch an? Wenn nun die Herren Landwehrmänner Ordre dazu haben?“

Rückblick auf die vergangene Woche.

I. Weltereignisse.

Die Fenierprozesse, welche während der Feiertage beginnen sollten, sind bis zum 20. d. M. hinausgeschoben worden. Die Feiertags-Saison hat begonnen, von welcher Zeit an die Geschäfte im Allgemeinen bis zum nächsten Donnerstag suspendirt werden.

Der Gesundheitszustand Pius IX. hat neuerdings zu lebhaften Besorgnissen Veranlassung gegeben, u. zwar mit Recht, denn wer den Ereignissen des vorigen Jahres und der Entwicklung der italienischen Frage nur mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird darüber nicht in Zweifel sein, daß das Ableben des ebenso festen unerschrockenen wie geistvollen Vertreters des Prinzips der römischen Kirche gerade im gegenwärtigen Augenblicke zu einem entscheidenden Wendepunkte in den Angelegenheiten Italiens, und vielleicht zum Anstoße für wichtige Ereignisse von europäischer Bedeutung werden könnte. Es wird daher von allgemeinem Interesse sein, etwas Näheres über die Gesundheitszustände des greisen Inhabers des Stuhles St. Petri zu erfahren. Notizen darüber liefert uns die berühmte medizinische Zeitschrift Englands „Lancet."

Diese theilt unlängst mit, daß der Papst am 6. dss. einen neuen plötzlichen Anfall seines „alten Uebels" hatte, und daß ihm von seinem Leibarzte, Dr. Viale Prela, die strengste Enthaltung von allen Geschäften und allen religiösen Amtshandlungen als unerläßliche Bedingung der Genesung auferlegt worden ist. Dieses „alte Uebel" Pius' IX. besteht in nichts Geringerem als epileptischen Krampfanfällen, denen er von seiner Jugend aus unterworfen war, welche sich jedoch später durch Entwickelung eines varikosen (Blutader-) Geschwüres am Beine gänzlich verloren zu haben schienen. An dem genannten Tage traten jedoch unerwartet wieder Anfälle von Epilepsie ein, die zwar vorübergingen, aber den Leibarzt zu den erwähnten peremptorischen Anordnungen veranlaßten.

Pius IX. ist am 13. Mai 1792 geboren und erfüllt daher im nächsten Monat sein 76. Lebensjahr; Grund genug zu der Annahme, daß er nach menschlicher Berechnung bald genug vom Schauplatze seiner irdischen Thätigkeit abberufen werden wird, auf welchem er in seiner jetzigen einflußreichen Stellung bereits seit dem Jahre 1846 gewirkt hat.

Die Ruhestörungen, die in den größeren französischen Provinzialstädten durch die Eintragung der Namen der jüngeren Leute in die Listen der mobilen Nationalgarde verursacht worden sind, dauern noch fort; selbst in Paris ist durch die Ausführung der neuen Militär-Organisation eine gewisse Agitation hervorgerufen worden, und wenn auch diese Vorgänge noch nicht den ernsten Charakter entschlossenen Widerstandes haben, so zeigen sie doch wenigstens, wie viel Wahrheit an der offiziellen Versicherung ist, daß die jungen Leute sich mit Eifer und Enthusiasmus zur Eintragung ihrer Namen in die Listen herandrängen. Diese unruhigen Demonstrationen, die in jedem Fall ein Symptom des Unbehagens sind, welches die französische Bevölkerung erfüllt sind überdies nicht das einzige Uebel, welches durch die neue militärische Organisation verursacht wird. Die Folgen, die aus dem auffallenden Widerspruch zwischen der gewaltigen Entwickelung der Rüstungen und den Friedensversicherungen der Regierung hervorgehen, sind noch ernster. Die öffentliche Meinung wird durch diesen Widerspruch beunruhigt, und das für den Handel und die Industrie so nothwendige Vertrauen bleibt trotz der offiziellen Betheuerungen, daß die Regierung nur auf Erhaltung des Friedens bedacht sei, aus. Die Industrie und der Handel Frankreichs befinden sich in der That jetzt in einer sehr bedenklichen Crisis und die Anhänger des Protectivsystems fühlen sich dadurch ermuthigt, einen neuen Feldzug gegen die liberale Politik zu unternehmen, die den Abschluß des Handelsvertrags mit England und die darauf folgenden Handelsverträge mit den andern Staaten eingegeben hat. Gleich nach Ostern soll ein derartiger Antrag im gesetzgebenden Körper eingebracht werden, und da viele Schutzzöllner in demselben sitzen, so hoffen sie, wenigstens eine imposante Kundgebung zu Gunsten ihrer Prinzipien zu erreichen, die für das spätere Verhalten der Regierung mehr oder weniger maßgebend sein müßte. Früher war allerdings der Kaiser ganz für das Freihandelsprinzip gewonnen, allein die Männer, die es in seiner nächsten Umgebung befürworteten, sind meistentheils gestorben und andere Einflüsse könnten auch ihn wieder zu einer andern Richtung verleiten, zumal wenn er darin ein Mittel erblickte, das die sich steigernde Unzufriedenheit zu beschwichtigen vermöchte. Die Stimmung des Volkes erfüllt ihn mit ernsten Sorgen und er muß es fühlen, daß die Stützen seiner Herrschaft nicht mehr verläßlich sind, denn sonst würde er nicht das Bedürfniß empfinden, mit solcher Emphase Frankreich an die Rechtstitel seiner Dynastie, an die Millionen Stimmen, die sich für seine Herrschaft ausgesprochen haben, zu erinnern. Seit den Plebisciten von 1851 und 1852 ist jedoch der wahre Charakter seiner Herrschaft immer mehr erkannt, der Glaube an die Klugheit seiner Politik ist stark erschüttert worden, und wenn jetzt dem Volke vorgerechnet wird, daß das Kaiserreich in fünfzehn Jahren elf Milliarden mehr gebraucht hat, als die Juliregierung, so wird es doch etwas zweifelhaft darüber, ob seine gegenwärtige Lage diese Mehrkosten werth ist.

Im Amerika ist noch Alles beim Alten. Der Prozeß des Präsidenten nimmt seinen ruhigen Verlauf und erregt lange nicht so viel Aufmerksamkeit, als man erwartet hatte. Die Staats- und Localwahlen, welche in letzter Woche abgehalten wurden, gaben Politikern und Zeitungsschreibern viel Stoff zu langen Artikeln. Das Publicum verrieth am politischen Leben u. Treiben nur geringe Theilnahme.

II. Localereignisse und Vorkommnisse im Staat.

Die letzte Woche war sehr ärmlich an Local-Neuigkeiten und können wir keinen Mord oder Todtschlag berichten. Eine langjährige Prostituirte starb plötzlich an Lafayettestraße, und zwar an den Folgen der Trunkenheit, so lautet wenigstens der Coroners Inquest.

Der Stadtrath organisirte sich am Dienstag durch die Erwählung der Beamten: Capt. Bunce, Präsident des oberen Boards, Oliver Lucas, Clerk; Hr. Pat. Bannon, Präsident des unteren Boards, John Vaughan, Clerk.

Donnerstag Abend fand eine zweite Sitzung statt, in welcher die stehenden Comites für das laufende Jahr ernannt wurden.

Nächsten Donnerstag findet eine Geschäfts-Versammlung für Erwählung von Beamten statt.

Der Gesundheitsrath versammelte sich Freitag Abend und wurde der jährliche Bericht des Gesundheitsbeamten verlesen, welcher im Wesentlichen folgendermaßen lautet:

Der Bericht besagt, daß die Sterblichkeit in unserer Stadt im letzten Jahre geringer war, als in früheren Jahren, namentlich in gewissen Stadttheilen, in welchen in früheren Jahren die größte Sterblichkeit geherrscht hatte.

Der Bericht verbreitet sich sodann über die Wegnahme der Küchenabfälle der Stadt und empfiehlt, daß die Controlle dem Gesundheits-Beamten übergeben werde. Die Stadt St. Louis bezahlt für die Wegnahme dieser Abfälle 30,090 Dollars per Jahr und werden die Abfälle an solchen Plätzen deponirt, wo sie der Gesundheit durchaus nicht schädlich sind.

Die Anschaffung einer Ambulance für die Wegführung von Blatternkranken nach dem Pesthause wird befürwortet.

Während des Jahres wurden 1800 Notizen für Entfernung von Gemeinschädlichkeiten von den Gesundheitsinspektoren ausgetheilt.

Der Bericht empfiehlt ferner die Beschaffung eines öffentlichen Parks, namentlich als Spielplatz für Kinder nach den Schulstunden.

Der Bericht ist ausführlich ausgearbeitet und wird dem Stadtrath unterbreitet werden.

In der englisch-deutschen Academie des Hrn. Hailman fand vorgestern Abend die vierteljährige Prüfung statt. Die Schüler leisteten Vorzügliches—die beste Empfehlung der Lehrer, welche ihnen gegeben werden kann.

Das Criminalgericht begann am Montag den April-Termin und wurde gestern beendigt. Unter anderen Prozessen wurde der Prozeß gegen Theodor Engelbach, wegen Tödtung von Thos. E. Judge im Monat Juni 1866 zu Ende gebracht.

Das von dem Freedmen's Bureau errichtete Schulhaus für farbige Kinder, Ecke der 14. Straße u. Broadway, wurde mit entsprechenden Ceremonien eingeweiht.

Portland Avenue von 12. Straße bis nach Portland ist in einem erbärmlichen Zustand und sind Löcher in derselben, wo ein Maulesel drin verschwinden könnte. Nach der Consolidation der Bahnen wird theilweise auch das Geleise der alten Portland Bahn in Portland benutzt.

April, welcher mit sanften Lüften und freundlichem Lächeln sein Erscheinen machte, wurde nach wenigen Lebenstagen sehr bös und scheint eine Verschwörung mit dem Nordpol angezettelt zu haben. Während der ganzen Woche war es eisig kalt und fiel am Donnerstag zur Abwechslung über einen Zoll tiefer Schnee; des Tags und Nachts fiel ein kalter Regen und machte sich Nachts ein gelinder Frost bemerkbar. Am Freitag war das Wetter etwas gelinder, jedoch noch derartig, daß die Winterkleider wieder benutzt werden mußten. Den bereits in Blüthe stehenden Obstbäumen soll die April Laune großen Schaden zugefügt haben, ebenso den zarteren Gemüsearten. Berichte von verläßlichen Farmer sagen, daß die Feldfrucht keinen Schaden gelitten hat.

Großes Heirathsgut. Ein Betteljude verheirathete seine Tochter. „Was kannst Du ihr mitgeben? Du hast nischt!" sagte der Anderer zu ihm. „Zwei Provinzen: Preußen und Pommern," war die Antwort, „dort hab ich noch nicht gebettelt."

Der Abbé Molière war ein höchst einfacher und unbefangener Mann; arm, unbekannt mit der Welt, und für nichts lebend, als für seine Grübeleien über die Philosophie des Descartes. Er hatte die Gewohnheit im Winter aus Mangel an Heizung halb ausgezogen im Bett zu liegen, und da zu lesen und zu schreiben. Eines Nachmittags liegt er so im Bette. Man klopft.

„Wer da?"

„Macht auf!"

Der Abbé zieht an einer Schnur, die Thüre geht auf, und ein Mensch von sehr verdächtigem Aussehen tritt in die Stube.

„Wer seid Ihr?" fragt ihn der Abbé, nur halb von dem Blatt aufsehend, an dem er gerade schrieb.

„Gebt mir Geld."

„Geld?"

„Macht keine Umstände."

„Aha! Ihr seid ein Dieb, wie ich merke."

„Dieb oder nicht; ich muß Geld haben."

„Nun ja doch! Nehmt da den Schlüssel heraus." Ohne Blatt und Bleifeder aus den Händen zu legen, hält der Abbé seinem Besucher mit lang vorgestrecktem Hals den Kopf hin, über welchen er in Ermangelung einer Schlafmütze, die Beinkleider gezogen hatte. Der Dieb sucht in der einen Tasche, und findet nichts.

„Dort ist kein Schlüssel."

„So sucht hier."

Damit kehrt er ihm die andere Seite des Kopfes zu.

„Nun öffnet dort den Wandschrank. In der dritten Lade."

Der Dieb zieht die unrechte Lade heraus.

„Laßt die in's Geiers Namen; das sind meine Papiere. In der dritten Lade rechts. Dort sind einige Franken."

„Ist das Alles?"

„Alles, was ich habe. Nun schließt den Schrank wieder."

Der Dieb achtet nicht darauf und verläßt die Stube.

„Seid wenigstens so gut und macht die Thüre zu."

Jener ist schon auf der Stiege.

„Hundsseele von einem Dieb! muß ich da in der Kälte aufstehen, um hinter ihm die Thüre zuzumachen. Verwünschter Dieb!"

Der Abbé springt aus dem Bette, schließt die Thüre und legt sich, so gelassen, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, wieder nieder, um an seiner Abhandlung weiter zu schreiben.

Getroffen. Schlecht getroffen. Vor einiger Zeit stand ein Bauer aus Remstedt bei Gotha an der nordöstlichen Seite des eben im Bau begriffenen Arnoldi-Denkmals vor der großen Erfurtergasse in Gotha und betrachtete kopfschüttelnd den Löwenkopf an der Ecke desselben. (Das Denkmal ist nämlich an jeder der vier Ecken mit Löwenköpfen geziert, von denen aber eben erst der an der nordöstlichen Ecke aufgestellt war.) Dann wandte er sich an einen Bürger in seiner Nähe mit der Frage: „Wer hot denn das Ding gemacht?"

„Der Herr Professor und Bildhauer Döll!"

„Der kons au besser gelern."

„Warum?"

„Das soll der Herr Arnoldi si?" (auf den Löwenkopf deutend). „Den han ich ganz gut gekahnt; he wor je immer in der Remsteter Möllen. Der het nich sa ene breite Nosen gehett."

Kaffee. Es wird wohl wenigen Kaffeetrinkern bekannt sein, daß der Kaffee seinen Namen von der Provinz Kaffa herleitet, welche einem Theil des Reiches Abyssinien im östlichen Afrika ausmacht. Der Kaffee, der daselbst wächst, soll vorzüglicher sein, als der von Mokka in Arabien. Man kann diesen Kaffee aber nicht nach Europa führen, theils des Landes wegen, durch welches er transportirt werden müßte, theils aber auch wegen des ungeheuern Zolles, dem er auf der Straße, welche Abyssinien von Egypten trennt, unterliegen würde.

Tägliche Briefliste vom 12. April.

Bollenbach Philipp	Kurtz Jacob
Beckman H H	Lambert Victor
Benzinger Chr	Missomelius H
Beck W B R	Mork F
Block Frank	Meyer Julius
Bauer C	Mapes Barbara
Cohn Theo	Meng Peter
Dauber Peter	Rehrig John
Delfs Fred	Nunnemecker A H
Ehret Valentin	Ragel John M
Eiling Bernard	Ritzberger Phil
Ernst Mary	Schneiter Joseph
Fink Jos	Schick Fritz
Frank Wm	Schauers John
„ Jacob	Schumnnn Chas
Fischer Ludwig	Schafer Daniel
Graff Lawrence	Stier Conrad T
Gersting Christian	Sackman Joseph
Grazer Robert	Ulrich Martin
Heppehamer J	Vettiner J George
Hart Sol u Co	Von Haven Gotfr
Happel Jacob	Weibel Emma M
Heebeck John	Wirth Jacob
Hirch P B	Wörner W
Jochim Frank	Wenner Mr
Janich Gustav	Woeber G A
Krug Christ	Wille H
Knobel Jakob	Zahn Edwd
Knapp Capt C H	

Jno. J. Speed, Postmeister.

Mutterliebe.

Heinrich König theilt in seinem Werke „Regine" folgenden rührenden Zug von Mutterliebe mit: Ein junger Arzt, Augustin, hat von einer in kinderloser Ehe lebenden Leipziger Freundin Auftrag erhalten, ihr ein Kind armer braver Eltern zu suchen, das sie als das ihrige betrachten und gut erziehen wolle.

Augustin theilte Reginen das Anliegen seiner Leipziger Freundin mit. Sie bezeichnen ihm eine arme Wittwe im nahen Dorfe mit ihren fünf Kindern.

„Die Frau hat sich uns zum Taglohn im Garten angeboten," sagte Regine, „eine muntere, muthige Frau, noch recht hübsch, und die Kinder sind das Bild der Gesundheit, alle der hübschen Mutter ähnlich. Wie froh könnte die Mutter sein, eins oder das andere dieser Geschöpfe gut versorgt zu wissen!"

Da sich nun auf Erkundigung auch kein eigentliches Unheil in der armen Familie finden ließ, so ging folgenden Sonntags gegen Abend Augustin mit Regine nach dem Dorfe. Sie fanden die Hütte am Ende des Ortes auf einem etwas abschlüssigen Grasrain erbaut. Hier unter den Obstbäumen spielten die Kinder. Die Mutter, welche zum Sonntagsschmaus einen Pfannkuchen bereitete, stand an den Thürpfosten der kleinen Küche gelehnt und schwang unter possirlichen Geberden den langstieligen hölzernen Löffel nach dem Kleinsten, der im Grase saß und hellauf der Mutter und ihrem wackelnden Kopfe zulachte. Sie trug nun den Besuchenden schnell ein Paar hölzerne Stühle aus der Stube heraus auf den Grasplatz, u. Augustin versammelte mit einigen Stücken mitgebrachter Kuchen die kleine Schaar sehr schnell um sich her.

Das älteste Kind war ein Mädchen von etwa sechs Jahren und so stiegen die übrigen abwärts bis zum dreivierteljährigen Jüngsten. Wie sie nun Alle munter einbissen, und selbst der Kleinste an einem Schnittchen nagte, rief Augustin der Mutter zu, daß sie doch sehr viel Sorge mit so fünf Mäulern und zehn Beinen haben müsse.

„Gewiß, Herr," antwortete die Frau, „wenigstens hat's seine Noth für eine Mutter, die auf Taglohn ausgehen muß. Mitnehmen kann man sie nicht, und bei Fremden sind sie oft so wenig gut aufgehoben, als gern gesehen. Ich suche mir deshalb gern Arbeit in der Nähe."

„Wenn sie wenigstens erst älter u. größer wären," meinte Augustin.

Die Frau aber schüttelte den Kopf und sagte: „Ach, Herr, mit den Kindern wachsen auch die Sorgen; nicht die Mühen der Mutter, nur ihre Kräfte nehmen ab. Auch nimmt sich der Erwachsenen unser Herrgott weniger an, als der Kleinen. Es geht ihm wie den Großvätern, die auch die kleinsten Enkel gewöhnlich am liebsten hätscheln. Sie werden's ja wohl auch bemerkt haben, daß die Unmündigen bei weitem weniger Unglück, als die Großen nehmen. Das macht, jene haben noch ihren Schutzengel, die erwachsenen Schlingel und Dirnen verderben's aber gar zu leicht mit den guten und reinen Geistern, und da lassen die sie im Stich."

Augustin freute sich an dem lebhaften und entschlossenen Wesen der Frau. Man merkte ihr an, sie hatte den religiösen und Schulunterricht eifrig gefaßt, hielt diese Begriffe fest, vermischte und verwebte sie aber mit ihren Lebenserfahrungen und Beobachtungen, so daß sie bei viel natürlichem Verstande ganz eigenthümliche Gedanken und Meinungen zu Stande brachte. Nach und nach rückte Augustin mit seinem Anliegen hervor.

„Wenn auch die Erleichterung um eines von den fünf Kindern nicht sehr groß sei," meinte er, „so habe das Glück, das ein solches Kind für sich und seine Geschwister mache, desto mehr auf sich. Es bahne den andern einen Weg durch's Leben, da die Pflegeältern reiche und menschenfreundliche Leute seien, bei denen das Kind eine gute und gottesfürchtige Erziehung erhalte."

Die Frau war bei Augustin's Vorschlag überrascht, doch, wie es schien, nicht unangenehm. Sie nickte ihm bei seiner Auseinandersetzung lebhaft zu, und fiel endlich mit den Worten ein: „O ich kenne das, Herr Doctor. Ich habe vor meiner Verheirathung drüben in der Stadt bei Frau H. H. als Hausmädchen gedient. Die war solch ein angenommenes Kind gewesen, hatte aus ihrer Pflegmutter Haus die reiche Heirath gethan, besuchte manchmal ihre armen Aeltern mit Extrapost und nahm die schönsten Geschenke mit dahin. Ach, was war das für ein Engel von einer Frau! Man gibt seine Kinder gewiß nicht gerne her; wenn sie aber so glücklich werden!"

„Es käme also nur darauf an, liebes Mütterchen," sagte Augustin, „welches von Euern Kindern wir für meine Freundin bestimmten."

Und da er die Frau ein wenig erblassen sah, setzte er hinzu: „Es bliebe dann noch bei Euch, bis meine gute Leipzigerin ankäme, da Ihr Euch dann selbst überzeugen würdet, was es für eine herzliche Frau ist. Ich sollte meinen, Euer ältestes ist ein hübsches Mädchen, das prächtig in die langen Kleider wachsen würde. Wie?"

„Die Gretel? Herr Doctor?" versetzte die Frau kleinlaut, „die kann ich doch am wenigsten entbehren. Die muß das Haus hüten, wenn ich auswärts arbeite. Auch kann sie mir schon in manchen Stücken beistehen, die Gretel."

„Ein Bube ist vielleicht auch Ihrer Freundin lieber!" meinte Regine.

„Das ist wahr! Also der da, der Andres. Komm' mal her, Andreschen. Gib mir 'ne Patschhand. Willst Du mit mir gehen und alle Tage Kuchen essen?"

Der Bube lachte verlegen nach seiner Mutter hin, die sehr unruhig an ihrer Schürze zog und zerrte.

„Nein, Herr Doctor, den Andres muß ich doch behalten," sagte die Bäuerin. „Der holt's Wasser am Brunnen, drunten vom Backhaus. Er macht's auch ganz geschickt; nicht wahr, Andres? Wasser, wissen Sie ja, Herr Doctor, kann man keine Stunde entbehren. Und der Andres holt's."

Lächelnd versetzte Augustin: „Je nun, der Dritte ist ja auch ein Bub. Konrädchen heißt er?"

„Ja, Konrädchen," antwortete die Frau mit steigender Angst. „Und hilft dem Andres Wasser holen. Die Buben sind noch zu gering, es muß einer dem andern beistehen, lieber Herr Doctor."

„Also auch der ist nicht zu entbehren?" sagte mit zurückgehaltenem Lachen der Freund.

„Nein, 's Konrädchen nicht. Das gehorcht mir auch am besten und hat mir von jeher am wenigsten Schreierei gemacht. Gelt, Konrädchen?"

„Je nun," lächelte Regine, „dann müssen wir uns doch zu einem Mädchen bequemen. Wie heißt denn die Vierte da?"

„Prunellchen," rufen wir sie. Ihre Pathe hieß Margarethe. Der Herr Pfarrer aber meinte, weil wir schon 'ne Gretel hätten, so wollte er sie nach dem Tagesheiligen taufen. So ist sie zu dem Namen Petronilla gekommen, der für uns geringe Leute ein wenig stolz klingt. Sie hat da meinen kleinen Dicken zu hüten; der rutscht noch, und darin kann ich mich auch ganz auf sie verlassen. Sie spielt mit ihm Rupf' 'n Näschen, sie führt ihn unter den Aermchen, sie schleppt ihn hin und her und hält ein Auge auf ihn. Ich wäre sehr geschlagen mit dem Kleinsten, wenn ich mich nicht so sehr auf mein Prunellchen verlassen könnte."

„Um's Prunellchen dürfen wir also gar nicht freien, liebe Frau?"

„Es geht nicht, Herr Doctor, von wegen des Kleinsten geht's nicht."

Augustin und Regine lachten einander an, indeß die Frau sich mit der Schürze den Angstschweiß von der Stirne wischte.

„So müssen wir Euch denn die kleinste Last abnehmen!" fuhr Augustin fort. „Meine Freundin rechnet zwar gewiß auf ein größeres Kind, allein so jung eignet sie es sich desto eher an, und gewinnt es lieber durch die Last, die sie mit ihm hat. Nicht wahr?"

„Meinen Kleinsten? Ach allerbester Herr Doctor, nein, den Dicken nicht."

„Aber das Kind kann Euch ja doch gar nichts als Sorge machen, liebe Frau."

„Aber — es ist doch mein Dicker, Herr Doctor. Nein, nein, den muß ich behalten, meinen Dicken geb' ich nicht her." Sie sprang nach dem Kinde, nahm es küssend und herzend auf und lief in's Haus, als ob sie es in Sicherheit bringen müßte.

Gruß. Warum grüßet man sich so verschiedentlich in der Welt?

Der Gruß der Deutschen: „Wie befinden Sie sich?

Der Holländer; „Wie fahret Ihr?"

Der Engländer: „Wie thue Ihr thun?"

Der Spanier: „Wie stehen Sie?"

Der Franzose: „Wie tragen Sie sich?" ist bekannt.

In China ist der gewöhnliche Gruß: „Jasan, habt Ihr Euern Reis gegessen?"

In Aegypten: „Wie schwitzen Sie?" weil eine trockene Haut als ein sicheres Kennzeichen eines tödtlichen Fiebers angesehen wird.

Aber die Böhmen haben den vernünftigsten Gruß, sie sagen: „Wie haben Sie sich?" In dieser Frage ist die physische und moralische Beschaffenheit eingeschlossen.

Das kann nicht ein Jeder. N. N. aus L. kam auf seiner Reise auch nach Berlin, und besuchte das deutsche Schauspiel. Darauf ging er zum Abendessen zu einem reichen Banquier, von dem er dazu eingeladen worden war.

„Warum so spät?" fragte ihn der Banquier.

„Ich bin im Schauspiel gewesen!"

„Wie hat es Ihnen gefallen?"

„Ganz und gar nicht, ich habe die schrecklichste Langeweile gehabt!"

„Warum sind Sie denn nicht herausgegangen und früher zu mir gekommen?"

„Ja, das können Sie wohl thun, Sie sind ein reicher Mann, aber unser eins kann seinen halben Thaler nicht so wegwerfen."

In Wien, dicht hinter der Stephanskirche, nahe dem Palais des Erzbischof Rauscher, liest man:

Klingelzug beim * Teufel,
Schneidermeister.

Heirath.

Hanns wollte keine Zeit verlieren
Ein Weibchen sich nach Haus zu führen,
Doch um dabei nichts zu riskiren,
Wollt' er noch vor dem Kopuliren
Erst einen Weisen consultiren,
Den alle Leute respectiren.—
Der fing nach langem Nachstudiren,
Wie folget, an, zu judiciren:
Ein reiches Weib wird dich regieren,
Ein armes wird Dich ruiniren,
Ein dummes wird Dich ennuyiren,
Ein kluges Dich zu Tod sekiren,
Ein altes Dich nicht divertiren,
Ein junges wird Dir nicht pariren,
Ein häßliches Dich degoutiren,
Ein schönes Dich mit Hörnern zieren —
Halt! halt! rief Hanns, will resigniren,
Ein Weibchen mir nach Haus zu führen.

Nachdem eine Höckerfrau lange auf dem Markte gesessen und Käse und Butter feil gehabt hatte, ging sie darauf in ein Weinhaus und trank nach und nach sechs Kannen Wein; endlich ward sie ganz taumelnd und sagte: „Herr Wirth, was bin ich schuldig?"

„Nur sechs Kannen," antwortete der Wirth.

„Ach, mein Herr!" sprach sie mit staumelnder Zunge, „ich kann nicht mehr als fünfe schuldig sein; denn mehr geht nicht in meinen Leib, ich habe es oft gemessen."

„Meine gute Frau," versetzte der Wirth, „ich glaube wohl, daß nur fünfe in Ihren Bauch gegangen, und die sechste ist Ihr in den Kopf gestiegen."

Landwirthschaftlich. Ein Landgeistlicher nahm sich eine Frau aus einer ansehnlichen Residenz. Das junge Weibchen kam auf dem Dörfchen an, und wurde am nächsten Sonntage von einer Bäuerin auf ihren Feldern umhergeführt. Sie kamen an einen Acker, der halb mit Winterfutter bestellt war, welches besonders hoch und dicht stand.

„Sehen Sie, Frau Pastorin," fing die Bäuerin an, „dieser Flachs ist auch Ihre."

„Ja," erwiederte die Pfarrfrau mit einer sehr wichtigen Miene, „aber das Werg da (auf das Winterfutter zeigend), steht doch noch besser!"

In den Laden eines Lotto-Collecteurs trat ein niedliches Mädchen von 16—18 Jahren. Es entspann sich folgendes Gespräch:

Mädchen: Ich hatte die vergangene Nacht einen sonderbaren Traum, allein ich getraue mir nicht, ihn zu erzählen.

Collecteur: Ohne Scheu, mein schönes Kind, — Träume sind Winke des Schicksals.

Mädchen: Aber sehen Sie mich nicht an, sonst müßte ich mich wahrlich schämen. Mir träumte, mein Geliebter habe mir unzählige Küsse gegeben.

Collecteur: Haben Sie die Küsse mit stiller Ergebung hingenommen, so bedeutet es Nr. 36; haben Sie sich aber dagegen gesträubt, Nr. 48.

Mädchen (nach einer Pause, während welcher es sinnend die Hand an die Stirne legte und die Augen zu Boden schlug): Mein Herr, ich glaube doch, es wäre besser, wenn wir Nr. 36 nähmen.

Der Kuß. Ein junger Advokat, der während der Zeit, da die Gerichte auf eine Zeit lang geschlossen waren, von Paris nach Orleans reiste, begegnete unterwegs einer sehr artigen Bäuerin, die einen Esel vor sich hertrieb.

„Wo gedenkt Sie hinzureisen, schönes Kind?" sagte er zu ihr.

„Nach dem nächsten Dorfe," antwortete das Mädchen.

„Kennet Sie des Schulzen Tochter daselbst?" fragte der verliebte Anwalt.

„Gar wohl, mein Herr!" erwiederte die Bäuerin.

„Befindet sie sich wohl zu Hause!" fuhr der Advokat fort.

„Ja, mein Herr!" sagte das Mädchen.

„Ei? so bitte ich Sie denn," sagte er, indem er sich fertig machte sie zu küssen, „ihr diesen Kuß von meinetwegen zu überbringen."

„Mein Herr!" erwiederte sie, „geben Sie ihn meinem Esel, denn der wird eher in's Dorf kommen als ich."

Gegessen oder geessen? Es galt unlängst eine große Wette zwischen zwei jungen Gelehrten Deutschlands, was der Reiheit der Sprache entsprechender sei: „geessen oder gegessen!" Adelungs' Wörterbuch wurde als Schiedsrichter angeführt, und entschied für „gegessen." Der Ueberwundene zahlte die Wette und legte folgendes Quodlibet bei:

„Ich habe mich kläglich gegirret,
Ich finde mich tüchtig gegäffet,
Das hätt' ich niemals gegahnet!
Es hat sich die Sprache gegändert,
Sie hat das Gemeine gegadelt,
Und setzt für geessen, gegessen.
D'rum sei dir die Gabe gegopfert,
Nach der du die Lippen gegöffnet.
So sind nun die Berge gegebnet,
So ward mir das Schiffchen gegentert,
So hast du die Lorbeern gegerntet,
So wirst du von Allen gegehret,
Und ich von Niemand gegachtet,
Es haben die Ochsen gegackert,
Die Söhne die Väter gegerbet,
So ist die Geschichte gegendet."

Stachelmeier.

Iraveltown, in America, schräg in's Winkelche.

April 9. 1868.

Jekuk-klux-klante Rehdachsion!

Hurrjehmerschnee! Na nu aber wird es man jut! Jetzt wird Allens verrunjenirt. Denken Sie sich man bloß, ick kann noch jarnich aus'm Schreck raus, mir flattern noch alle Extremitäten wie's Joldschaum annem Weihnachtsboom, ooch ick muß sterben un sie werden mir nich ufhängen, köppen, rädern, dodtschießen, oder drei Portionen „Anzeiger" täglich geben, sie werden mir jämmerlich kuk-kluren, sie werden mir vor meinen vaterlandschaftlichen Adoptivsinn für's Jemeinwohl umbringen. Wie ick heute früh in meine Nachtmütze an die Oeffentlichkeit trat un die Fensterklappen ufmachen wollte, fand ick uf eenmal eene jräßliche Annonce an die Laden geklebt. Obendruf, war mein eigener Dodtenkopp und dadrunner mein Sarg, der meinen verjänglichen Leichnam enthielt. Uf'm Papier stand in wehmüthige Zeichen jeschrieben:

„Stachelmeier, Meier des Stachels,
Du bist een oller Sünder."

Morgen wirst Du gekuk-klurt.

Es hilft Dir keen Witz mehr; Du bist jeliefert. Mit deine Schinkenknochen werden wir im nächsten Sommer Aeppel von die Bäume schmeißen un aus deinem zarten Fleisch werden wir südliche Bratwürscht un New Orleanser Schnitzel machen, Du Gauner! Dein schlechtes Herz werden wir dir rausamputiren un als Jabelfrühstück mit plattdeutschen Blut benetzen. Zittre, bete, weine, jrunze, heule, klage, o, Meier des Stachels. Im Auftrag von die Ritter mit's steinerne Herz.

Gezeichnet un beschworen vor die Leichen von 100 geschmorte Yankees.

Der Hauptmann: Die „Rache."

Na hören Se mal, ick bin sonst een janz encouragirter Mann, wenn nämlich keene Jefahr dabei is, aberscht so was Schreckliches is mich mein Lebtag noch nicht passirt. Ick habe ooch eenen ekelhaften Schrei ausgestoßen un mir in meine Wohnung jeflüchtet, wo ick alle meine Kanonen jeladen un mir eenen Cavalleriesäbel umjebunden habe, um wenigstens uf den ersten Mordanjriff jerüstet zu sein. Vor meine Hausthür habe ick als Rettungsmittel die „Sonndagspost" jeklebt, denn wenn die een Mensch von die religiöse Mordjemeinde Kuk-Klux sieht, dann rennt er sich die Lunge aus'm Magen. Jleich dabinner stehen meine Kanonen nebst das schwere Jeschütz, nämlich eene Versöhnungspulle mit Whisky. Un jetzt sollen se kommen. Ick massakrire Allens un wenns mein Bruder, oder eene problemaderische Natur is.

Es is mir bloß sehr unangenehm, daß ick nich mehr ausjehen kann, weil ick am Ende doch als orntlicher Familienvater von irgend einem Mörder aus politische Ueberzeugung fricassirt werden könnte. In meine Langeweile weiß ick weiter Nischte zu dhun, als mir uf meinen Dod vorzubereiten, wozu mir een Paar Herbergsväter behülflich sin, welche mir in meinem Elend trösten un ooch körperlich stärken durch een Paar janz merkwürdige Flüssigkeiten, was ick Sie ooch wünsche un womit ick bleibe Ihr gekuklurter

Stachelmeier,
mit'n Dod im Herzen.

Zuviel Kühlung. Ein junger Edelmann machte in den heißesten Tagen des Sommers eine Reise durch Deutschland. Unterwegs klagte er zu seinem Bedienten über Durst und Hitze.

„Ich will Ihnen ein Glas frisches Wasser holen!" sagte der Bediente.

„Bei Leibe nicht!" versetzte der Herr, „das erhitzt noch mehr; aber lange den Flaschenkeller hervor, und gib mir ein Glas Liqueur, das kühlt."

Der Diener that, was ihm befohlen ward, und der gnädige Herr ließ sich, unter beständiger Versicherung, daß es ihn kühle, in einer Stunde 10 Gläser geben.

„Nur noch eins!" rief er seinem Domestiken zu.

„Nein Herr, das wag' ich nicht!"

„Und warum nicht?"

„Ich fürchte, Sie werden erfrieren."

Berliner. Ein junger Rechtsgelehrter war nach manchem vergeblichen Gange bei Friedrich dem Großen vorgelassen.

„Was will Er?" fragte der König.

„Ew. Majestät unterthänigst um eine Anstellung bitten."

„Was ist Er für ein Landsmann?"

„Ein Berliner," antwortete der Gefragte.

„So kann ich Ihm nicht helfen," replicirte der König, „die Berliner taugen nicht viel."

„Ew. Majestät mögen wohl Recht haben, aber zwei Ausnahmen davon giebt es doch, darauf lebe und sterbe ich."

„Und diese sind?" fragte der König, auf den jungen Mann aufmerksam werdend.

„Ew. Majestät und ich," war die Antwort.

„So, na, da muß wohl eine Ausnahme der andern aus der Noth helfen, das ist nicht anders; gehe Er nur nach Hause, Er wird versorgt werden."

Das Lied vom Menschenleben.

In Prosa von Sternau.

Das Leben eines Bettlers ist eine lange Fasten-Predigt.

Das Leben eines Bürgers ist eine Zeitung.

Das Leben eines Lumpen ist eine Dithyrambe.

Das Leben eines Bedienten ist ein Brief; denn er endet als ergebenster Diener.

Das Leben einer Kokette ist ein auf kurze Sicht gestellter Wechsel, gegen dessen Verfallzeit sie ewig protestirt.

Das Leben einer sitzengebliebenen Schönheit ist ein Almanach mit vielen Liebesgeschichten und Gedichten von verschiedenen Mitarbeitern.

Das Leben vieler moderner Dichter ist eine Satyre auf die Wahrheit.

Das Leben eines Wollüstlings ist eine Flugschrift, weil es nur auf den Moment berechnet ist.

Das Leben eines Arztes ist ein Nekrolog auf seine Patienten.

Das Leben eines eitlen Menschen ist eine Auto-Biographie, weil er nur immer von sich selbst spricht.

Das Leben eines Tagelöhners ist ein Kalender, denn er lebt von einem Tag auf den andern. Die Feiertage sind darin roth gedruckt, weil er da von seinem eigenen Blute zehren muß.

Das Leben eines großen Herrn ist ein Gesetzbuch; denn er befiehlt nur.

Das Leben vieler Schriftsteller ist ein Verzeichniß von Druckfehlern.

Das Leben eines Verschwenders ist ein romantisches Gedicht.

Das Leben eines Zerrissenen ist eine Kriegs-Erklärung an die Welt.

Das Leben eines Journalisten ist eine Elegie über jenes längst entschwundene goldene Zeitalter, wo die Redacteure noch Honorare zahlten.

Das Leben eines schlechten Kerls ist eine Schuldverschreibung.

Das Leben eines Dandy ist ein modernes Lustspiel, arm an Charakter, Witz, Geist und Handlung, und mit einem Dialoge, der um so ansprechender ist, je weniger darin gesagt wird.

Das Leben eines Geizhalses ist ein Lied, welches mit dem bekannten Verse anfängt:

„Seid umschlungen Millionen!"

Hierauf folgt ein kosmopolitisches Almosen für die Menschheit:

„Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Und nach diesem süße Liebesvermächtnisse eine Anweisung, die am jüngsten Tage im Himmel zahlbar ist:

„Brüder! über'm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen."

Das Leben eines „lebenslangen unentgeldlichen Praktikanten ist ein Conto, wo im „Haben",—Nichts, und im „Soll" ein Register aller guten Eigenschaften steht.

Das Leben eines Sängers ist ein Heldengedicht, wenn der letzte Gesang zu Ende ist, will der Held am meisten bewundert sein.

Das Leben eines Creditors ist ein Schicksals-Trauerspiel nach jetzigem Geschmacke. Während des Spieles glauben die Leute, sie könnten ihr Schicksal d. h. nach Saphir's Erklärung, ihr Geld, getrost dem Helden überlassen! allein nach seinem Falle und in der Trauer dieses letzten Actes kommen sie leider zu spät zur Erkenntniß, daß der große Vers-Fuß, auf dem der Held lebte, nur leeres Gerede war.

Das Leben einer Tänzerin ist ein Epigramm auf den gesunden Menschen-Verstand, weil sie mit ihren Füßen den gescheidtesten Leuten die Köpfe verdreht.

Das Leben eines Narren ist ein Band moderner Lyrik—wenig gesunde Gedanken und viel Ungereimtes.

Das Leben eines Weisen ist heut zu Tage eine Fabel, worin die Thiere Moral predigen.

Das Leben eines jeden Menschen ist ein Prozeß gegen das Schicksal, der oft Jahre lang dauert. Gleich nach der Geburt klagt der Mensch gegen das Schicksal, denn er weint. Dafür hat dieses gegen jede seiner Bestrebungen eine Einrede voll Widersprüchen, und wenn der Mensch dagegen auch mit aller Anstrengung replicirt, so unterliegt er doch dem duplicirenden Schicksal, bis man die ganzen Lebensacten im Sarge inrotulirt. Allein selbst nach seinem Tode erhält der arme Mensch nur selten ein günstiges Urtheil, obgleich er die ganzen Prozeßkosten zahlen muß.

Klage. Ein Bürger kam auf das Polizeibureau eines Städtchens und klagte, ihm sei ein Riemen gestohlen worden.

„Nun wenn's weiter nichts ist," sagte man ihm, „das ist ja kaum den Weg hierher werth."

„Ja wohl, aber an dem Riemen hing ein lederner Beutel."

„Nun, der wird auch die Kosten der Insertion nicht werth sein."

„Ja wohl, aber in dem Beutel waren 300 Thaler."

„Ach, das ist etwas Anderes."

„Ja wohl, und die 300 Thaler sind so gut wie 600, denn es waren Mündelgelder, die ich ersetzen muß, wenn ich sie nicht wiederbekomme."

Die Waisen des Sagars.

Eine einfache Geschichte aus den Vogesen.

Wir hatten die ganzen Vogesen durchwandert und ihre seltenen Reize durchgekostet, als wir eines Abends bei dem Pfarrer von Saint Amé einkehrten, der uns überaus gastfreundlich aufnahm. Als wir bei Tische die Schönheiten des Gebirges besprachen und uns in enthusiastischem Lob ergingen, meinte der Pfarrer, er könnte uns doch noch ein Stück aus den Vogesen zeigen, das mehr Werth hätte als der Wasserfall von Tendon, der Gerardmersee und der Honeckfels, die drei Wunder des Vogesenlandes. Mein Reisegefährte zuckte die Achseln, da er wohl wußte, daß der Pfarrer sich besser auf die Geheimnisse des Herzens als auf die Schönheiten der Natur verstand. Aber wir wollten doch sehen, was er uns noch Hübscheres zu zeigen habe, als was wir bereits gesehen, und so machten wir uns andern Morgens—es war ein Sonntag—mit ihm auf den Weg. Er führte uns nach den Courbelieres, drei Bergen, die durch ihre malerische Formation allerdings einige Aufmerksamkeit verdienten, und wir versäumten auch nicht, dem Pfarrer—indeß mehr aus Höflichkeit als wirklicher Bewunderung—unsere Anerkennung seines Schönheitssinnes auszudrücken, als er auf ein kleines Häuschen deutete, das in einer Schlucht versteckt lag, von einem kleinen Gärtchen umgeben, welches den traurigen Anblick etwas milderte. Der Pfarrer, der unsere Gedanken errieth, sagte lächelnd: „Sie waren so gefällig, etwas zu bewundern, wofür ich Ihre Bewunderung gar nicht in Anspruch nehmen wollte; Sie sollen erst jetzt sehen, was ich Ihnen zeigen wollte. „Indeß," fuhr er fort, indem er den Riegel vor der Thüre des Gärtchens zurückschob und uns einzutreten bat, erfahren Sie zuerst, bei wem wir sind. Dieß Häuschen, das erst seit wenigen Jahren steht, bewohnt bereits die dritte Generation; seine ersten Eigenthümer waren freilich schon sehr alt, als sie sich hier niederließen; im folgenden Jahre hatte ich bereits die schmerzliche Pflicht, ihr Grab einzusegnen. Ihr Schwiegersohn, Claude Germain, ein Sagar seines Gewerbes, das heißt ein Holzfäller, bezog dies Häuschen: er, seine Frau, vier Kinder und bald ein fünftes; das sollte er aber nicht mehr mit Augen sehen. Sobald er sich eingerichtet, begab sich Claude Germain, mit dem Quersack auf dem Rücken, der die Lebensmittel des Arbeiters für die ganze Woche enthält, nach den Bergen, von wo unsere Holzfäller nur Sonntags zurückkehren, um sich im Schooße ihrer Familie auszuruhen. Es war gerade die Zeit der härtesten Arbeit für die Schlitteurs (Ill. Welt 1854, S. 297), die, wie Sie wissen, die gefährliche Aufgabe haben, das gehauene Holz auf Schlitten von den Bergen herabzuschaffen. Claude Germain, der bereits vier Fahrten vom Holzplatz nach seinem Häuschen gemacht, bereitete eben für den andern Tag eine neue Thalfahrt vor, als ihm ein anderer Schlitteur, der auf die höchste Spitze des Berges ging, im Vorüberkommen die Nachricht brachte, sein Weib liege auf den Tod krank darnieder. Sobald der Mann weiter gegangen, nahm Claude Germain seine Werkzeuge zusammen, verschloß sie in der Hütte, in der er schlief, und benützte, um rascher zu Thal zu kommen, einen mit Holz beladenen Wagen, den sein Führer eben auf der „Schlitte" genannten Schiene an dem steilen Abhang hinabführen wollte. Der Regen der letzten Tage hatte einige der Blöcke, welche als Stufen dienen, gelockert, und mitten auf dem Wege kam auf diese Weise der Holzwagen aus dem Geleise und schleuderte die beiden Führer weit hinaus, daß sie von dem nachstürzenden Wagen zu Tode geschmettert wurden. Als die Wittwe Claude Germain das Unglück erfuhr, schwebte ihr Leben nicht mehr in Gefahr, sie hatte dem fünften Kinde das Leben gegeben. Die würdige Frau nahm in christlicher Ergebung die schwere Aufgabe, fünf Kinder ohne alle Mittel zu erziehen, ohne Murren hin und erfüllte ihre Pflichten so treulich, daß man sie im ganzen Dorfe nur einfach „die Mutter" nannte; Jeder wußte, wen man damit meinte. Der gute Gott hatte ihr freilich brave Kinder geschenkt, aber sie erlag doch der Last und Mühe und die Kinder standen nun ganz verwaist. Indeß waren die beiden Aeltesten, Zwillinge, bereits herangewachsen: der eine ist Holzschuhmacher, der andere steht am Ende seiner Lehrzeit bei einem Holzuhrenmacher. Sie kehren jeden Abend in das elterliche Haus heim, wo sie mit ihren drei kleineren Geschwistern in größter Eintracht leben und so den Wunsch der sterbenden Mutter erfüllen, sie nicht zu verlassen. Heute ist Sonntag, die Waisen sind alle beisammen und wir können einen Blick in ihren kleinen Haushalt werfen, in dem zwei Väter und drei Mütter sich in die Arbeiten theilen." Der Pfarrer führte uns an ein kleines Fenster, durch das wir in's Innere blicken konnten. „Der junge Bursche dort," fuhr er fort, „der eben den Kessel an den Haken hängt, in welchem die Suppe kochen soll, ist Jacques, der Holzschuhmacher; Lise, die Gärtnerin und Wäscherin, bläst das Feuer an, während André, der Uhrmacherlehrling, die Haare seiner Schwester Catiche kämmt, die ein wenig eitel geworden, seit sie in einer Stickfabrik arbeitet." — „Da ist noch eine Schwester, die sich nicht sonderlich zu mühen scheint," warf ich ein, auf die an der Wand lehnende Kleine deutend. — „Sie täuschen sich, das ist die Arbeitsbiene dieses Bienenkorbs, Therese, die erste, die aufsteht, die letzte, die sich zu Bette legt; sie sorgt für Alles, schlichtet jeden Zwist, gibt jedem das Seine und denkt zuletzt an sich, so daß man sie jetzt „die Mutter" nennt."

Ein Besuch würde die friedliche Stille dieses kleinen Waisenhauses gestört haben. Aber ich habe die hübsche Szene nicht vergessen und aus der Ferne durch die Vermittlung des Pfarrers für das Wohl der Armen gesorgt, deren künftiges Schicksal interessant genug geworden, daß ich's den Lesern bald einmal erzähle.

Die Krageneidechse.

Was gibt es hübscheres, eleganteres, zierlicheres als ein Eidechschen, das mit seinen kleinen und lebhaften Aeuglein uns so klug halbversteckt aus dem Moos anschaut und dann plötzlich mit dem glitzernd grünen Leib pfeilschnell vorüberschießt, ehe wir's haschen können! Wer würde glauben, daß dieß zierliche, winzige Thierchen unserer Heimat einen Vetter in Neuholland habe, der drei Fuß mißt und mit seiner unheimlichen Fratze und dem langen Schwanze einen einsamen Spaziergänger schon in gelinden Schrecken versetzen kann. Und doch ist dem so: der erwähnte „Vetter aus Holland" heißt Krageneidechse und unterscheidet sich schon durch seine große Halskrause, die vom Ohr ausgeht, sich in vier Falten legt und nach oben gerichtet ist, von der ganzen Sippe. Der ganze übrige Körper des Thieres verschwindet hinter diesem Flügelpaar, wenn man ihm von vorne begegnet. Rautenartige Schalen decken die Krause, welche zum größten Theile in scharfe Spitzen auslauft. Trotz dieses, wie es scheint, schwerfälligen Halsschmuckes entbehrt die Krageneidechse doch einer gewissen Eleganz nicht: ihre sehr entwickelten Glieder lassen die raschesten und leichtesten Bewegungen zu und der lange, runde Schwanz hat, wie der Rücken, keinen Grat. Seine feuerrothe Farbe ist durch braune Linien unterbrochen, welche auf den Seiten eine Reihe regelmäßiger Figuren bilden; der Schwanz ist braun geringelt, Kopf und Halskrause sind röthlich nüancirt und jede Seite der letzteren bezeichnet ein großer, schwarzer Fleck. Die langen Füße, die beweglichen Zehen, die gekrümmten Klauen machen die Krageneidechse zu einem Kletterer sondergleichen; kein Baum ist ihm zu hoch, zu steil; von Zweig zu Zweig verfolgt er sein Opfer, kleine Thiere, die seinem sichern Griffe verfallen und in dem weiten Rachen verschwinden.

Franz Dingelstedt hat in seiner Novelle „Die Amazone" [Stuttgart bei Ed. Hallberger] das Leben der Prima-Donna eines Hoftheaters mit Farben und Detailkenntnissen geschildert, wie sie nur einem in beständigem Verkehr mit der Bühne lebenden Schriftsteller zu Gebote stehen. Dabei ist aber auch der Eigenartigkeit der Heldin seines Werkes und den in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihr stehenden Persönlichkeiten in einer Weise Rechnung getragen, welche den gereiften psychologischen Scharfblick des Verfassers in hohem Grade bekundet und das Werk zu einer nicht bloß durch die geschmackvolle Composition fesselnden Lecture macht. Wenn es eine leider nur zu traurige Wahrheit ist, daß das Theater so oft nur eine kümmerliche Versorgungsanstalt für solche Mitglieder der Gesellschaft ist, welche auf die eine oder die andere Weise in derselben Schiffbruch gelitten haben, so ist es dagegen eine um so erfreulichere Erscheinung, wenn wir, wie in dem vorliegenden Werke, freilich nur im Spiegel der Dichtung, aber augenscheinlich Zug für Zug dem Leben abgelauscht, einem Wesen begegnen, welches die gefährlichen Klippen des Bühnenlebens zu umschiffen und uns durch den Adel seiner Gesinnungen für die Wahrheit folgender Worte empfänglich macht, welche der Autor seiner „Amazone" in den Mund legt: „Es gibt im Halbdunkel, im Schmutze der Bühne noch reine und starke Weiblichkeit, so gute, wie in Ihren Salons, in den Stuben des Bürgerhauses, ja, bessere, weil sie schlimmere Proben zu bestehen hat. Wie ausgesetzt sind wir von dem ersten Schritte an auf unserem hohen, hellen, aber schlüpfrigen Wege den feinen und plumpen Werbungen Einzelner, dem berauschenden Beifalle der Menge, dem Aufruhr unserer eigenen Sinne, dem zwanglos freien Verkehr mit den gefährlichsten Männern! Wer da feststehen will, muß sich auf sich verlassen, muß sich selbst bezwingen können."

Kalb. Ein stolzer, aufgeblasener Gelehrter, Hr. B., kam in ein Dorf, ging zu einem Pächter, und verlangte trotzig zu essen. Der Pächter wies ihn eben so trotzig zurück.

„Herr," sagte jener höchst erbittert, „wissen Sie, daß ich auf zwei Universitäten war, und auf jeder die Collegien frequentirte?

„Wohl Herr," erwiederte der Pächter. „Ich hatte ein Kalb, welches an zwei Kühen säugte, und jemehr es säugte, ein desto größeres Kalb ist es geworden."

Ueber die Mädchen.

Die Mädchen, sagt man oder könnte man sagen, sollen wie viele Dinge zugleich sein, und zugleich nicht sein. Die Mädchen sollen sein wie Schnee: so rein; und nicht wie Schnee: nicht so leicht zu verschmelzen. Sie sollen sein wie die Sternlein so licht und hell und über dem Irdischen; und wiederum nicht wie die Sternlein, sie sollen sich Abends gar nicht sehen lassen. Sie sollen sein wie ein guter Schweizerkäse so mild und doch piquant; und wiederum nicht wie guter Schweizerkäse, sie sollen nicht so viele Augen haben. Sie sollen sein wie die Fischlein so schweigsam, und wiederum nicht wie die Fischlein, sie sollen nicht immer oberflächlich bleiben. Sie sollen sein wie die Citronen, die inwendig einen eigenen Stern tragen, und wiederum nicht wie die Citronen, sie sollen Niemandem das Leben sauer machen. Sie sollen sein wie die Kerze, die ihr Licht nur im häuslichen Kreise leuchten läßt, und wiederum nicht wie die Kerze, sie sollen nicht viel geputzt zu werden begehren. Sie sollen sein wie ein Gebetbuch, das nicht nur Sonntags in die Kirche kommt; und wiederum nicht wie ein Gebetbuch, sie sollen nicht einhergehen mit Goldschnitt und steifem Rücken und mit Spangen geziert. So meine lieben Mädchen, so könnte ich euch tausend Dinge erzählen, wie ihr zugleich sein und nicht sein sollt; aber ich sage euch nur, ihr sollt sein wie die Mädchen, das heißt: wie sie waren, und ihr sollt nicht sein wie die Mädchen, d. h. wie sie sind. — Seid sittsam! Bewahrt den himmlischen Schimmer auf eurem Seelenfittig, vermeidet Ort und Gesellschaft und Buch, wo nicht die höchste Sittsamkeit obwaltet, denn nur sie allein ist der Zauber aller hohen Jungfräulichkeit.—Seid fromm! Fromm in der Kirche, fromm im Hause, fromm im Leben, fromm im Lieben, fromm im Glücke und fromm im Unglücke. Frömmigkeit ist der Wetterableiter der Seele. Ein frommes weibliches Gemüth kann nie und nimmer unglücklich werden! — Seid demüthig! Demüthig vor dem Herrn, demüthig vor euren Eltern, demüthig vor euren Gespielinnen, demüthig vor dem Manne eurer Seele; die Demuth ziert euch und verleiht euch einen himmlischen Reiz.—Seid bescheiden! — Bescheidenheit ist der Geist, in welchem sich alle Tugenden länger erhalten. Bescheidenheit ist die Lieblingstugend der Gottheit. Einst fiel ein kleines Tröpfchen Thau vom Himmel hernieder in das große Weltmeer. Da sagte das bescheidene Tröpflein: „Ach himmlischer Vater, was bin ich winziges, nichtiges Tröpflein gegen dieses ungeheure Gewässer!" Da ließ der Herr eine Auster das Tröpflein verschlucken und es wurde zur köstlichsten Perle und glänzte als erster Schmuck in der Krone eines mächtigen Reiches. — Seid keusch! Vermeidet den Laut der Verführer, vermeidet jeden Anhauch einer Zweideutigkeit; fliehet wie die Pest diejenigen, die euch erröthen machen. — Seid häuslich! Laßt euch wenig auf den Straßen sehen; das häusliche Leben ist der Tempeldienst der Mädchen. Die Seele wie die Haut bekommt Sonnensprossen, wenn sie zu viel an die Sonne kommt. Mädchen, die auf der Straße zu Hause sind, sind zu Hause auf der Straße. —Seid schweigsam! Wo die Störche auf dem Hause klappern, da ist Niemand zu Hause; ein Mund der stets spricht und offen ist, hat weder im Kopfe, noch im Herzen etwas zu verschließen.—Seid treu! Seid treu in der Freundschaft, in der Liebe. Seid treu euch selbst. Wankelmuth ist das schlechte Gedächtniß des Herzens, und so gut wie es einmal vergißt, kann es zehnmal vergessen.

Fische. Ein armer Jude war bei einem reichen Juden zum Essen geladen worden. Man trug Fische auf, und der Reiche legte dem Armen davon die kleinsten vor. Dieser stocherte mit der Gabel unter seinen Fischen herum, ohne davon zu essen, und brummte unverständliche Laute dabei in den Bart. Der Reiche sah ihm eine Zeit lang zu, und fragt ihn endlich: „Warum ißt Er denn nicht? Wos treibt Er denn mit de Fisch?"

„Beiseihen Se," antwortete der Gefragte, „ich sprach was mit de Fisch."

„Nu, wos denn?" fragte der Reiche.

„Ich hobe gehobt enen Bruder," entgegnete der Arme, „der is ertrunken und mer hoben ihn nich können im Wasser wieder finden; nu frag ich de Fisch, ob se mir nich können sagen von meinem Bruder?"

„Nu, wos antworten sie denn?" versetzte der Reiche.

„Se antworten mir," erwiederte der Arme, „se wären noch zu klaine, u. wüßte nischt von der Geschichte, ich möchte de graußen fragen."

Beschämt legte ihm der Reiche große Fische vor, die er dann mit Appetit speiste.

Schöne Kindesliebe. Ein alter Auszügler hatte lange krank gelegen, befand sich aber wieder auf dem Wege der Besserung. Seine Tochter, darüber ungehalten, that eines Tages ihren liebevollen Mund auf und sprach die geflügelten Worte: „Hert Vater, Ihr stirbt doch gar nich!"

Der Alte, ob solcher Redeweise empfindlich, erwiederte: „Härrste, Tiene, ich will der emol was sahn, gesturben wärd, adder ab Du's erläbst, deß weß ich nich!"